

Besprechungen

H o m m e s , J a k o b : *Der technische Eros*. Das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung. Freiburg im Breisgau 1955. Verlag Herder. XI und 520 S.

Mit einem dem Gegenstand nach wie für unsere Tage schier überwältigenden Aufwand an Gelehrsamkeit sucht dieses Buch „vom Boden der thomistischen Überlieferung aus . . . das philosophische Wesen und die menschlich-weltanschauliche Tragweite des dialektischen und historischen Materialismus klarzumachen“ (S. V). In der materialistischen Geschichtsauffassung erblickt Hommes die herrschende geistige Weltmacht der Gegenwart, und erst die philosophische Auseinandersetzung mit ihr setzt die christliche Philosophie und Theologie in den Stand, „als echte Alternative zum Kommunismus und Totalitarismus der Not der Gegenwart zu steuern. Für die Erreichung dieses Zieles genügt es nicht, den unüberbrückbaren Wesensunterschied zwischen der dialektisch-materialistischen Geschichtsauffassung einerseits und der objektiv-ethischen, naturrechtlichen und theistischen Philosophie andererseits aufzuweisen. Wir haben vielmehr in der thomistischen Philosophie selbst, die die Kirche als die ihrige vor Augen stellt, diejenigen Begriffe und Einsichten herauszuarbeiten, die es gestatten, das wesentliche Anliegen der dialektisch-materialistischen Geschichtsauffassung in geordneter Weise zu erfüllen“ (S. 14).

Es ist schwierig, eine ausreichende Inhaltsübersicht oder auch nur die Hauptthesen des Werkes in den engen Rahmen einer Rezension hineinzupressen. Die beiden ersten Kapitel befassen sich mit dem allgemeinen Wesen der dialektischen Methode von ihren Grundgedanken her und mit der „materialistischen Schärfung“ der dialektischen Methode im dialektischen Materialismus, mit der sie sich ihrer Feindschaft gegen jede Metaphysik bewußt wird (S. 73). Auch die Natur wird im historischen Materialismus völlig unmetaphysisch aufgefaßt, „Natur wird zur Kunst, das Künstliche zur eigentlichen Wirklichkeit“ (S. 107). Wirklichkeit ist für Marx stets nur dasjenige von der Natur, „was dem Menschen dessen sinnliche Tätigkeit bestätigt oder verkörpert zeigt“ (S. 110). Im III. Kapitel wird die materialistische Geschichtsauffassung als „das geschichtlich-gesellschaftliche ‚Selbst‘ des Menschen“ betrachtet: „Nicht mehr soll der Mensch sein Bewußtsein und seine Freiheit für etwas über ihm Stehendes einsetzen, für etwas Göttliches, das im Menschen als in sich selbst stehe und dem der Mensch anzugehören habe; sondern sein Bewußtsein und seine Freiheit soll der Mensch nach

Marx ausschließlich nur noch auf sich selbst gehen, sich selbst untertan sein lassen“ (S. 149). Die kommunistische Revolution endlich verwandelt die Gefolgschaft des Menschen zur Naturwirklichkeit seines Daseins in deren Beherrschung. Was bei Marx den Menschen „zu bestimmen hat, das ist nicht bloß die Technik, sondern die Technokratie, . . . die Alleinherrschaft der Technik im menschlichen Dasein, bei der es dem Menschen, der die künstlichen Produkte hervorbringt, einzig darauf ankommt, sich selbst darzustellen, . . . sein eigentliches Wesen, die Gesellschaft“ (S. 185). Das IV. Kapitel handelt von der „ekstatischen Herrschaft“ der Produktivkräfte und von deren „Selbstentzweigung“ in den aktuellen Produktionsverhältnissen. Im letzten Grunde ist Produktion Selbstverwirklichung, die Veränderung ihrer ökonomischen Fundamente strebt zum Kommunismus hin. Die Revolution vollzieht die soziale Selbstversöhnung des Menschen, und durch seinen Widerstand gegen das aufkommende Neue beschleunigt das Bestehende seinen Untergang; hier waltet „das heimliche Gesetz des Daseins“ (S. 306). Im V. Kapitel interpretiert Hommes den „technischen Eros“ als „dialektisch-materialistische Menschenfrömmigkeit“. Da Marx sich gegen jede ideelle Begründung des Daseins wendet, muß für ihn folgerichtig „die Gestalt der Arbeit als ‚Idee‘ ausgeschaltet werden“ (S. 339). Der historische Materialismus wird mit seinem Glauben an die unbedingte und ausschließliche Herrschaft der technischen Produktivkräfte zur dialektischen Ersatzreligiosität (S. 379) wie auch zum Marxschen Gehimmel gegen den Himmel der Hegelschen „Idee“ (S. 347). Was die Entwicklung der geistigen Welt bewegt und vorantreibt, ist stets das wirtschaftsgeschichtliche Interesse, nicht irgendeine überwirtschaftliche Macht (S. 437). Das VI. Kapitel bezeichnet sodann das Anliegen der kommunistischen Geschichts- und Gesellschaftsfrömmigkeit als naturrechtlich erfüllbar. Hier wie in der Schlußbetrachtung zur „dämonischen Zwangsläufigkeit des entfesselten technischen Eros“ wird der dialektische und historische Materialismus in seinen entscheidenden Antrieben und Schwerpunkten zur geistigen Begegnung mit der thomistischen Philosophie gebracht. In der materialistischen Geschichtsauffassung will Hommes die dem Zeitalter der Technik gemäße Form jener uralten enthusiastisch-ekstatischen Methode wiedererkennen, die von der antiken Mysterienreligiosität und dem Pythagorismus als ihrer wissenschaftlichen Form aus über Heraklit, Platon und den Neuplatonismus „zu einem bestimmenden Element in der Entwicklung des abendländischen Geistes und als solche auch in der christlichen Theologie heimisch geworden ist“ (S. 495). Aber „auf sich selbst gestellt und zu der Naturwirklichkeit in Gegensatz gebracht, führt der technische Eros, mag er nun diese seine Selbstbefreiung weltlich oder ‚christlich‘ denken, . . . notwendig zum Kommunismus . . . Sich ‚selbst‘ zu gewinnen zog er aus, aber eben damit gab er sich selbst preis“ (S. 501).

Zweifellos darf man Hommes' Werk als voll ausgereifte dogmenanalytische Leistung werten, mögen auch manche Partien und zahlreiche Sätze nicht leicht verdaulich sein. Doch scheint dies zum guten

Teil daran zu liegen, daß der eschatologische Unfehlbarkeitsanspruch der materialistischen Geschichtsauffassung und seine esoterische Aufmachung unvermeidlich auch Apologeten wie Kritiker zu einer eigentümlichen Sprach- und Begriffsregelung zwingt, mit der der Spezialist offenbar operieren muß und — wenn er Hommes' Format hat — auch zu Rande kommt. Der Rezensent zählt zu den Durchschnittslesern, die der unmittelbare oder mittelbare Umgang mit dem Diamat entweder fasziniert oder abstößt; Halbheiten gibt es da kaum. Auch die machtvollste Ideologie ist keine Wissenschaft: Der Glaube versetzt Berge, doch appelliert er nicht an die Vernunft.

Antonio Montaner - Mainz

Oppenheimer, Franz: *Der Staat*. 4. Aufl. Stuttgart 1954. Gustav Fischer Verlag. XII, 138 S.

Durch Förderung des Bundeswirtschaftsministers Dr. Erhard und mit Unterstützung des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft ist es dem Verlag Gustav Fischer dankenswerterweise möglich geworden, die kleine Schrift von Oppenheimer „Der Staat“, die zuerst 1909 erschien und zu seinen Lebzeiten 3 Auflagen erlebte, als Neudruck herauszubringen, und zwar gewissermaßen zu seinem 90. Geburtstag (30. 3. 54). Entstehung, Wesen und Zweck des Staates sowie seine Entfaltung vom primitiven Erobererstaat über den Feudal-, Stände- und absoluten zum modernen Verfassungsstaat will Oppenheimer aufzeigen. Der Staat ist nach ihm entstanden durch Unterwerfung einer Menschengruppe durch eine andere zum Zweck der ökonomischen Ausbeutung. „Die Staaten werden erhalten durch das gleiche Prinzip, aus dem sie entstanden“ (S. 75). Oppenheimer hält eine wissenschaftlich begründete Prognose der künftigen Staatsentwicklung für möglich. Der Klassenstaat ist für ihn nur eine historische Kategorie. An die Stelle des Staates wird nach ihm die Freibürgerschaft der Zukunft treten; zwar bleibt die Form, aber der Inhalt, die Beherrschung des Menschen durch den Menschen zum Zwecke der wirtschaftlichen Ausbeutung, geht verloren. „Der Staat“ der Zukunft wird die durch Selbstverwaltung geleitete Gesellschaft sein (S. 126).

Es ist zu begrüßen, daß aus Oppenheimers Werken für eine Neuveröffentlichung die Schrift „Der Staat“ gewählt wurde. In ihr finden sich viele grundlegende Gedanken von Oppenheimers System, z. B. die Unterscheidung zwischen politischem und ökonomischem Mittel, die Entstehung und Bedeutung des Großgrundeigentums wie auch sein Hinweis auf den „dritten Weg“. Trotz mancher Einwendungen, die gegen die Schrift erhoben worden sind und erhoben werden können, liest man sie auch heute noch, also rund 50 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, mit Genuß und Gewinn. Oppenheimer hat sehr viel Material verarbeitet, er bringt eine Fülle von Ideen, und seine Darstellung ist lebendig und anschaulich. Mit Recht meint sein Sohn Ludwig in seinem Geleitwort zum Neudruck der Schrift (S. VI), der Grund ihrer starken Wirkung liege in der überzeugenden Art, mit der

es dem Verfasser gelungen sei, ein sehr umfassendes, souverän beherrschtes Tatsachenmaterial in konzentriertester Darstellung zu durchleuchten, übersichtlich zu gliedern und unter einheitlichen Aspekten zu deuten.

Die im Geleitwort angekündigten Neuauflagen weiterer Werke Oppenheimers sind bis jetzt nicht erschienen. Gewiß hat sein Sohn mit der Behauptung recht, die Schüler und Anhänger seines Vaters würden es sehr begrüßen, wenn wenigstens die aktuellsten unter seinen Schriften wieder an die Öffentlichkeit gelangten; allein man darf nicht vergessen, daß Volkswirtschaftslehre und Soziologie seit dem Erscheinen der Werke Oppenheimers erheblich fortgeschritten sind und teilweise neue Wege eingeschlagen haben. Der Verlag Gustav Fischer teilte mir zu Beginn dieses Jahres auf eine Anfrage mit, daß über die Herausgabe weiterer Schriften von Oppenheimer noch nichts gesagt werden könne, und fügte hinzu, daß Franz Oppenheimer zwar theoretisch noch in gewissem Umfange Interesse findet, dieses Interesse sich aber nur selten zu einem Kaufentschluß verdichtet. Das ist eine recht betrübliche Feststellung.

B r u n o S c h u l t z - B e r l i n

B o u m a n n , P. J.: *Einführung in die Soziologie*. Stuttgart 1955. Ferdinand Enke Verlag. V u. 172 S.

R u m n e y , J a y u n d M a i e r , J o s e p h : *Soziologie*. Die Wissenschaft von der Gesellschaft. Nürnberg (jetzt Frankfurt) 1954. Nest-Verlag. 232 S.

W i e s e , L e o p o l d v o n : *Soziologie, Geschichte und Hauptprobleme*. 5. Auflage. (Sammlung Göschen Bd. 101.) Berlin 1954. Walter de Gruyter. 162 S.

Das Buch des Holländers B o u m a n n ist als eine erste Einführung gedacht, wie sie sich u. a. für den Unterricht an höheren Schulen eignen mag. Der Überblick über die „Phasen des soziologischen Denkens“ freilich ist dürftig; F i c h t e , N o v a l i s u n d A d a m M ü l l e r sind schwerlich „Vorläufer einer methodisch autonomen Soziologie“ zu nennen. Diese erstrebt nach dem Verfasser „eine Synthese von Sozialpsychologie und sozialer Formenlehre“ und hat die Kulturgeschichte zu berücksichtigen. Wenn ich mich nicht irre, kennt B o u m a n n die moderne amerikanische Soziologie recht gut, aber davon ist in diesem Büchlein wenig zu merken. Unter dem Titel „Individuum und Gesellschaft“ wird zunächst auf der Grundlage einer denn doch veralteten Trieblehre der Mensch als gesellschaftliches Wesen behandelt, als „Typen der Sozialstruktur“ einzig Gemeinschaft und Gesellschaft geboten, knapp „Herrschaft und Gehorsam“ gestreift und auf die von den Gruppen selbst festgesetzten und akzeptierten „sozialen Normen“ hingewiesen. Die Kategorie der Gruppe bestimmt dann die Erörterungen über Familie, Volk und Staat, über politische Parteien, über Vereine, Wirtschafts- und Berufsgruppen, Stände und Klassen, über Dorf und Stadt. Fast die Hälfte seines Buchs hat B o u m a n n den „wichtig-

sten Problemreihen“ gewidmet; gemeint sind damit die Bindestrich-Soziologien. Verhältnismäßig ausführlich wird auf die Rechtssoziologie und Kriminologie eingegangen. Da ihm alle Soziologie in die Kultursoziologie mündet (S. 23), „d. h. in die Erforschung des Einflusses, den das gesellschaftliche Leben seitens der Kultur erfährt und den die Gesellschaft auf die Kultur ausübt“, mündet sein Überblick folgerecht bei der Kultur- und Wissenssoziologie. Karl M a n n h e i m wirkt unverkennbar nach, was auch bereitwillig zugestanden wird. Jeder Abschnitt ist mit einem Literaturverzeichnis versehen.

Die deutsche Ausgabe der R u m n e y - M a i e r s c h e n Einführung, die ich für eine der brauchbarsten halte, ist von mir bearbeitet worden. Sie zeichnet sich, so ungewöhnlich schmal ihr Umfang, durch die Reichhaltigkeit ihres Inhalts aus. Beide Autoren kommen von der kontinentalen Tradition her: R u m n e y ist einer der besten Kenner S p e n c e r s und M a i e r s promovierte in Leipzig. Weit ausführlicher als die beiden anderen angezeigten Bändchen berichtet es auch über die verschiedenen Forschungsmethoden, mit denen die Soziologie heute zu arbeiten gewohnt ist. Geographie, Psychologie und Geschichte werden in ihrer Verbindung mit der Soziologie gezeigt. Überraschen mag, daß für notwendig befunden wurde, auf die biologische Soziologie, den Sozialdarwinismus (der nicht bloß in den USA noch sein Wesen treibt) und den Unterschied zwischen der Rassenideologie und einer Wissenschaft von den Rassen einzugehen. Von den tragenden Grundbegriffen werden insbesondere Gruppe, Institution und Kultur besprochen, so freilich, wie sie in der amerikanischen Forschung geläufig sind. Dem historisch gerichteten Blick der Autoren ist es zu danken, daß übers Eigentum, den Staat und die Familie, aber auch über die gesellschaftliche Funktion der Kirche, des Erziehungssystems und der „Freizeitgestaltung“ einige beunruhigende Überlegungen bei der Lektüre sich einstellen, die in den Lehrbüchern, gar zu sehr auf „Anpassung“ bedacht, sonst kaum mehr zu Wort kommen. Auch hegen sie ihren Zweifel, ob von einer Klassenstruktur in der modernen Gesellschaft wirklich nicht mehr gesprochen werden dürfe. Ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Soziologie, gediegener als bei B o u m a n n , beschließt das Buch. Wir werden nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Auswahl der Probleme, die Kriterien ihrer Bewertung auf einsichtiger politischer und sozialer Philosophie zu gründen haben; zurecht, denn es bedarf der ihrer Verantwortung bewußten Gesellschaftstheorie, wenn die Soziologen den Anforderungen genügen wollen, die von der gesellschaftlichen Praxis heute gestellt sind.

Das bekannte Göschenbändchen L. v o n W i e s e s braucht wohl nicht eigens mehr empfohlen zu werden. Die fünfte Auflage zeugt von dem unermüdlischen Fleiß und dem bewundernswerten Willen, stets hinzuzulernen, ohne darob das Eigne aufzugeben. Neu sind vor allem Erläuterungen und Zusammenfassungen der einzelnen Kapitel, die obendrein teilweise in Thesen resümiert werden. Die modernen Forschungstechniken werden erwähnt; ob es richtig ist, sie insgesamt

•

unter dem Titel „Soziographie“ zusammenzufassen, mag dahingestellt bleiben. Die Darstellung der Geschichte der Soziologie ist für die wichtigsten Länder bis in die jüngste Gegenwart fortgeführt. Zum Schluß faßt L. v o n W i e s e die wichtigsten Einwände, die gegen die Beziehungslehre erhoben wurden, zusammen, um sie auf die verständnisvollste Weise zu beantworten. Dieser Blick gleichsam in die Werkstatt ist auch heute noch eine der besten Einführungen, denn sie unterrichtet und läßt ermessen, daß es in der Soziologie nicht bequem zugeht.

H e i n z M a u s - Mainz

G e h l e n , A r n o l d , und S c h e l s k y , H e l m u t : *Soziologie*. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde. Düsseldorf 1955. Eugen Diederichs Verlag. 352 S.

Daß von diesem Buche, das weder ein Lehr- noch ein Handbuch ist, nach kaum einem halben Jahr eine Neuauflage erschienen ist, zeugt von der Dringlichkeit, die einem modernen Lehr- und Handbuch der Soziologie heute zukommt. Auf eine Systematik ist ebenso verzichtet worden wie auf Vollständigkeit; ein Hinweis auf die Verfahrensweisen, mit denen in der Soziologie gegenwärtig gearbeitet wird, fehlt und damit auch eine Diskussion ihrer Problematik. Während diese „so weit geklärt“ sei, daß sie angeblich einer eigenen Methodologie überlassen werden könne, soll jene Beschränkung „dem vorhandenen Entwicklungsstand“ der Soziologie entsprechen: den breiten Lücken in unseren anthropologischen Vorstellungen . . . , dem überall fühlbaren Mangel an Erhebungen erster Hand, dem entschieden Vereinseitigten, oft Tendenziösen (S. 9). So wird denn eine Auswahl von dem geboten, womit sich einige Soziologen beschäftigen. Nun ist nicht zu leugnen, daß sich die moderne Soziologie vor einer „übergreifenden“ Theorie der Gesellschaft scheut, obgleich doch allen ihren Untersuchungen, mag es sich um eine möglichst exakte, soziometrische Beobachtung von Prozessen handeln, die sich in einer Kleingruppe abspielen, oder um Erörterungen sagen wir über die bürokratisch-industrielle Gesellschaft (S c h e l s k y), theoretische Überlegungen zugrunde liegen, auch wenn sich diese vorsichtig genug nur als Hypothesen geben. Gewiß bedürfen die Begriffe, mit denen die Soziologie arbeitet, immerwährender Kontrolle, da sich der Inhalt, den sie umfassen, die gesellschaftlichen Phänomene selbst, ständig, sei es langsam oder auch jäh, verändern; insofern ist von der Soziologie kein abschließendes System zu erwarten, zumal ihre Tatsachen, wie G e h l e n und S c h e l s k y im Vorwort m. E. zurecht hervorheben, „stets auch historische sind“. Der ausgesprochene Verzicht auf Theorie ist indessen nicht ernst zu nehmen: sie kommt in den „Modellvorstellungen“ der einzelnen Beiträge zutage und ist mit den gleichen Mängeln des Lückenhaften, Einseitigen und Tendenziösen behaftet, ohne die soziologischen Arbeiten nicht vorankäme. Die Verbindlichkeit, mit der hier „moderne Gesellschaftskunde“ vorgetragen wird, ist die berechnete der Reklame, deren Gegenstand darum noch nicht schlecht sein muß.

G e h l e n handelt über „die Sozialstrukturen primitiver Gesellschaften“, die „als Ausgangsbestand nur die naturalen Daten des Geschlechts- und Fortpflanzungsverhältnisses gehabt haben“ sollen, ihre Institutionalisierung garantiere „auch beim Fehlen eigentlich politischer Herrschaftsformen und bei höchst prekären und unstabilen wirtschaftlichen Bedingungen die Stabilität und Kontinuität einer Gesellschaft“ (S. 12). Weiterhin heißt es, die Sozialstruktur sei „ein in hohem Grade eigengesetzliches, auf sich selbst reagibles und nach außen hin deformationsfestes Gefüge“, und wir werden ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck hier in einem, wohl an Murdock's Buch „Social Structure“ angelehnten, recht engen Sinn zu verstehen sei. Es ist richtig, daß Begriffe, die im Hinblick auf unsere eigene Welt gebildet wurden, nur äußerst vorsichtig auf andere Kulturen angewandt werden dürfen, und ebenso, daß es schwierig ist, primitive, ja archaische Strukturen angemessen nach ihren uns nicht vertrauten Kategorien zu begreifen. Dies gilt auch für einen so umfassenden Begriff wie den der Sozialstruktur. Die Erwartung, die er auslöst, wird daher enttäuscht. Gegeben wird in der Hauptsache ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Erforschung primitiver Verwandtschaftsformen, und der ist freilich von hohem Interesse insofern, als er mit verschiedenen gängigen Vorstellungen aufräumt. Bemerkungen über den Totemismus und über primitive Herrschaftsverhältnisse schließen sich an. Übrigens schreibt sich der französische Ethnozoologe, auf dessen Werk mit Fug hingewiesen wird, Lévi-Strauß, nicht Lévy-Strauß.

M a c k e n r o t h s „Bevölkerungslehre“ ist ein Abriß seines gleichnamigen Buches, das zumal in dem eigens der Soziologie gewidmeten Teil genauere Aufschlüsse vermittelt. Sein Beitrag ist, wie meist bei diesem zu früh dahingegangenen Gelehrten, voller Anregungen. Im Gegensatz zu anderen Ländern hat die deutsche Soziologie von der Bevölkerungslehre nur wenig Notiz genommen; um so erfreulicher ist es, daß diese selbst auf gewisse soziologische Aspekte verweist. Das ist besonders deshalb bedeutam, weil die Stichprobenerhebung der empirischen Sozialforschung und vorab die sogenannte Meinungsfrage zum Teil auf die Daten der Bevölkerungslehre angewiesen ist.

J a n t k e sucht für die Periode des Frühkapitalismus die „Zusammenhänge staatlich-politischer und wirtschaftlich-sozialer Kräfte“ darzustellen. Er liefert ein Stück Wirtschaftsgeschichte und verhilft zu der Besinnung, daß die Soziologie, auch wenn sie Typen konstruiert, nicht mit einem sich gleichbleibenden, der Geschichte enthobenen Substrat zu tun hat, — eine Erinnerung, die von der neueren Soziologie häufig außer acht gelassen wird. Sie ist dazu angetan, den Tendenzen nachzuspüren, die sich aus eben jenen Zusammenhängen ergeben mögen, wie sie heute Struktur und Dynamik der Gesellschaft bestimmen. Damit gerät ein „spekulatives“ Moment in die Soziologie, wie es seit je der Gesellschaftstheorie innewohnte, und keine noch so sehr ans Gegebene sich haltende realsoziologische „Erhebung erster Hand“ bewahrt davor.

Das zeigt sich vorab in den speziellen Forschungsgebieten, denen die nächsten Beiträge gewidmet sind: René K ö n i g unterrichtet über die Soziologie der Familie, S c h e l s k y über Industrie- und Betriebssoziologie, K ö t t e r über Agrar- und S t a m m e r über Politische Soziologie. Weil die Familie ein „Urgut der gesellschaftlich lebenden Menschheit ist“, sei ein „sehr begründetes Mißtrauen“ gegenüber jenen „Lehren, die einen baldigen Untergang von Ehe und Familie voraussetzen oder gar diese Epoche der Auflösung bereits in unserer Zeit ansetzen zu können glauben“ (S. 119) nötig. Immerhin entscheidet „erst die besondere Eigenart der verschiedenen menschlichen Gesellschaften und Kulturen darüber, welche Form die Familie im einzelnen Falle annimmt“ (S. 120). Die Form der Familie aber, an die heute gedacht wird, ist die des 19. Jahrhunderts, und die wird nur mit Mühe noch bewahrt; die Zersetzungserscheinungen, die sich gleichwohl im Inneren der Familie vollziehen, können nicht übersehen werden. „Wo früher weitgehend die Sitte ausreichte, um das Verhalten der Menschen zu regeln, stehen heute Ehe und Familie im Zeichen des zwingenden Rechts“ (S. 138), — als ob damit ein Prozeß aufgehalten werden könnte, dem auch der Staat nicht Einhalt gebieten kann, muß er doch fort und fort selbst sich ihm anpassen, um zu überleben, ein Prozeß, der mit dem Hinweis auf die gesellschaftlichen Auswirkungen der Industrialisierung nur höchst oberflächlich umschrieben ist und der nebenbei weder in die Brave New World H u x l e y s noch in die Schreckensvision O r w e l l s einmünden muß. Daß „eine notwendige Trennung zwischen Geschlechtsliebe, Ehe und Familie“ unvermeidbar sei, „wenn anders die Familie erhalten bleiben soll“ (S. 125), mag sein; fragt sich bloß, ob nicht die „Familie als Gruppe eigener Art“, nämlich als Gemeinschaft der „kleinen Gruppe“, in der der Mensch seine „zweite Geburt“ als „sozial-kulturelle Persönlichkeit“ erfahre (S. 143), wie es in dem „extrem-individualistischen Familientyp“ (S. 134) des mittleren Bürgertums einmal war, heute nur einen Wunschtraum darstellt, der seine Bilder aus der Konsum- und Kulturindustrie bezieht. Die Problematik der Familiensoziologie scheint mir, von aller Ideologiekraftigkeit einmal abgesehen, darin zu liegen, daß sie zwar den Zerfall der überkommenen Form sieht, ohne doch sagen zu können, was im weiteren Gang der komplexen gesellschaftlichen Entwicklung an ihre Stelle treten wird. So können nur, und auch K ö n i g enthebt sich dieser Mühe nicht, Vorschläge unterbreitet werden, wie vonseiten des Staats und der Wirtschaft (deren System „sich ja immerfort in Umwälzung befindet und nicht mehr die geruhende Stabilität früherer Zeiten aufweist“) die ob auch immerfort mehr belastete Form notdürftig zusammenzuhalten sei.

S c h e l s k y schreibt, wie immer, recht geschickt. Man kann allerdings in mancher Hinsicht anderer Meinung sein. Wenn „gegenwärtig eine der wesentlichsten Aufgaben der Industrie- und Betriebssoziologie“ sein sollte, die „Momente einer neuen sozialen Stabilität zu erkennen, die gegenüber den vielfach gewohnheitsmäßig fest-

gehaltenen, überständigen Krisenklagen und Planungsprogrammatiken zur Geltung zu bringen und ihre Ausbreitung zu befördern“ (S. 159) wären, dann wäre sie wirklich bloß, wie S h e p p a r d ironisch äußerte, eine „Soziologie im Dienst der Manager“. Das wäre nicht einmal so arg; zu befürchten ist eher, daß sie, nähme man S c h e l s k y bei seinem Wort, zu einem Propagandainstrument würde, das in Krisenzeiten, wenn es ja der Soziologie bedürfte, als zu teuer stillgelegt wird. Jene stabilisierenden Momente glaubt S c h e l s k y in der „in Gewohnheiten, Sitte, Antriebsstrukturen und Reaktionsfähigkeiten erfolgten Anpassung des Menschen an die moderne Technik, ihre Produktionsformen und ihre Sozialstrukturen“ zu sehen, durch die ein „weitgehender Ausgleich früherer Spannungen gelungen“ sei, die nicht zu leugnen sind. Jene tiefgreifende Anpassung verhilft zum Überleben, aber mit welchen Verkümmierungen wird sie erkaufte? Die „Hauptherde der sozialen und menschlichen Spannungen in der industriellen Welt“ werden „schlagworthaft mit den Begriffen Fabrik, Maschine, Fremdbestimmung der Arbeit und Klassengesellschaft“ bezeichnet (S. 159), und die Soziologie habe u. a. dafür zu sorgen, daß es hier nicht mehr zu Spannungen komme. Der „industrielle Betrieb in sich selbst“ zum Beispiel könne heute „nicht mehr als Störungs- und Spannungsherd der Gesellschaft angesehen“ werden, da er „seine sozialen Schwierigkeiten aus den außerbetrieblichen gesellschaftlichen Notständen empfangt“ (S. 163). Daran ist gewiß richtig, daß eine Betriebssoziologie, die ihren Gegenstand isoliert und vom Gesamtzustand der Gesellschaft absieht, zwar recht nützlich sein mag, aber an entscheidenden Sachverhalten vorbeisieht, worauf denn auch S c h e l s k y (S. 194) aufmerksam macht. Er behandelt „Verfassung und Schicksal der repräsentativen Sozialgruppen“: Unternehmertum, Arbeiterschaft und Angestellte sowie die Gewerkschaften; erörtert „die sozialen und menschlichen Seiten des technischen Fortschritts“, der weder die pessimistische Prophezeiung rechtfertige, der Mensch gehe „in der ‚Dämonie der modernen Technik‘ einer Selbstvernichtung entgegen“, allerdings auch die Hoffnung, daß sich sozialer und moralischer Fortschritt mit ihm einmal verbinden werde, um ihren Sinn bringe (S. 176). Schließlich unternimmt er den Versuch einer wissenschaftlichen Sozialanalyse des Industriebetriebs. Er faßt also das Arbeitsgebiet dieses Zweiges der Soziologie mit Recht weiter als das in manchen amerikanischen Untersuchungen geschieht, denen er einigermaßen kritisch gegenübersteht. „Die für die Zukunft lebenswichtige Aufgabe der leitenden Gruppen der modernen Industriewirtschaft“ sieht er in der „Erneuerung der über bloße Funktionswichtigkeit und Machtposition hinausgehenden Substanz einer gesellschaftlichen Führungsschicht“ (S. 169). „Die industrielle Massenproduktion von Konsum-, Komfort-, Unterhaltungs- und Bildungsgütern“ trage „vielleicht am wirksamsten zur Überwindung der Klassenspannungen bei“ (S. 171) — ich habe meinen Zweifel und fürchte, daß die so bewirkte „Uniformierung und Nivellierung in

Lebensstil und sozialen Grundbedürfnissen“ solcher Soziologie bloß den Blick verstellt.

Die verhältnismäßig junge Agrarsoziologie ist in Deutschland langem in der Agrargeschichte enthalten gewesen, die daher von K ö t t e r in seinem recht ordentlichen Beitrag mitverwandt wird. Gegenstand ist heute nicht so sehr mehr das Dorf, sondern „die Landgemeinde, die heute nicht nur Bauerntum in seinen verschiedenen Formen, nicht nur von der Landwirtschaft direkt abhängige Berufsgruppen, sondern auch nichtlandwirtschaftliche Bevölkerungsteile umfaßt“ (S. 198). Die Agrarsoziologie hat einmal die für die ländliche soziale Welt typischen Erscheinungsformen herauszuarbeiten, zum andern hat sie diese Merkmale denen der „städtischen Gesellschaft“ gegenüberzustellen und auf die Wechselwirkungen zwischen Stadt und Land aufmerksam zu machen (S. 199). Gegenwärtig vollzieht sich „die Auseinandersetzung mit der industriellen Gesellschaft in Anpassung und aktiver Rückwirkung der Landbevölkerung“, deren Assimilation, auf verschiedene Weise bemerkbar, mit der sogenannten Naturverbundenheit jedenfalls immer gründlicher bricht.

Frau P f e i l berichtet über die Soziologie der Großstadt, streift jedoch angloamerikanische Untersuchungen, die hier führend heißen dürfen, nur beiher. Daß mit einer „soziologischen Modellierung“ der Großstadt begonnen werde, deutet ihr darauf hin, „wie stark das Ungenügen an dem bisherigen Sozialleben der Großstadt war, so daß es ein so leidenschaftliches Suchen nach neuen Formen des großstädtischen Daseins ausgelöst hat“ (S. 253). — S t a m m e r s „Politische Soziologie“ ist eine gute Zusammenfassung seines gleichnamigen Beitrags im „Handbuch der Soziologie“, das W. Z i e g e n f u ß herausbringt. „Sie befaßt sich mit den gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgeerscheinungen, mit der Struktur und dem Wirkungszusammenhang der politischen Ordnung in der vielgestaltigen Welt der Völker und Länder unserer Gegenwart. Sie richtet ihr Augenmerk in erster Linie auf eine sorgfältige Analyse der gesellschaftlich-politischen Wirklichkeit und ist bestrebt, die strukturellen und funktionellen Veränderungen aufzuzeigen, die für das heutige politische Leben charakteristisch sind“ (S. 256). Behandelt werden die Demokratie (Begriff, Herrschaftssystem, Massendemokratie), die totalitären Herrschaftssysteme (einschließlich Propaganda und Terror), Parteien und Interessenverbände, Parlament und Parteienstaat. S t a m m e r weiß, daß der herkömmliche Elitenbegriff sich in der Massendemokratie nicht anwenden läßt (S. 276), aber es ist ein hilfloses Unterfangen, diesen Begriff, der durch die faschistische Ideologie und Praxis festgelegt und verdorben worden ist, dennoch zu retten (S. 305); eine „demokratische Elite“ ist entweder ein hölzernes Eisen oder bereits das Ende der Demokratie, was S t a m m e r gewiß nicht will. Der Erhellung des Sachverhalts, um den es ihm geht, dient es nicht, daß er ein freilich äußerst modisches Wort, trotz Vorbehalten, benutzt. — Das Buch schließt mit einem Bei-

trag von K. H. P f e f f e r über „die sozialen Systeme der Welt“, über den ich schweigen möchte.

Trotz der kritischen Anmerkungen, die vermehrt werden könnten, bietet das Buch eine nützliche Übersicht über einen Teil der gegenwärtigen Arbeit, die soziologisch geleistet wird.

H e i n z M a u s - Mainz

M o r e n o , J. L.: *Die Grundlagen der Soziometrie*. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft. Mit einem Vorwort von Leopold von Wiese. Köln und Opladen 1954. Westdeutscher Verlag. XIII und 385 S.

M. will mit Hilfe seiner „Soziometrie“ vor allem den Prinzipien der „Wahrheitsliebe und Nächstenliebe“ mehr zum Siege verhelfen. (S. XXIII.) Die auf sie aufgebauten Methoden sollen angeblich imstande sein, „gleich Röntgenstrahlen ins Innere des sozialen Organismus zu dringen und Spannungen zwischen ethnischen, ökonomischen und religiösen Gruppen zu beleuchten. Sie zeigen uns, daß z. B. in einem Dorf von 1000 Einwohnern der reichste Mann ein einsamer, von allen Seiten abgestoßener Mensch sein kann, während ein kleiner Händler in einer Seitengasse Mittelpunkt hunderter Gefühle der Zuneigung ist“. (S. XXIII.) Durch die soziometrischen Methoden könne man eben die allen Gruppenhandlungen zugrunde liegenden Gefühle aufdecken, mit mathematischer G e n a u i g k e i t (!) messen, ja sie sogar im Sinne der gewünschten Neuordnung lenken. Denn wenn auf diese Weise die im Gesellschaftsleben herrschenden sozialen Spannungen „bildhaft klar“ geworden seien, so könnten sie auch durch entsprechende Umgruppierungen gelöst werden. „Soziometrie“ bezweckt hiernach also, kurz gesagt, das richtige Erfassen und Messen des Sozios, d. h. bestmöglichen Sozialpartners.

Uns soll im folgenden vor allem die grundsätzliche Seite der Methodik beschäftigen, die M. angewandt hat, um zu seinem hochgesteckten Ziele zu gelangen. Für ihn sind in erster Linie „Spontaneität“ (Eigenantrieb oder Selbstbestimmung) und „Schöpferkraft“ die beiden grundlegenden Arbeitshypothesen, auf denen er sein gesamtes System der „Soziometrie“ aufzubauen sucht. In eine neue Situation versetzt, bleibe dem Individuum „nichts anderes übrig, als seinem Spontaneitätstfaktor wie in eine Laterne zu vertrauen, die es ihm ermöglicht, im Wirbel seiner G e f ü h l e ... die passendste W a h l zu treffen. (S. 15.)

Nun bedarf es aber keiner umständlichen Beweisführung, um zu erkennen, daß bloße spontane Gefühlauswahl und Gefühlsentscheidung keineswegs genügt für die Erforschung der w a h r e n sozialen Ich-Umwelt-Einstellung. Denn, wie auch M. selbst später betont, handelt es sich dabei niemals bloß um eine zu treffende generelle Wahl „an sich“, sondern immer nur um ganz spezifische Wahlentscheidungen angesichts ganz bestimmter „Kriterien“, d. h. besonderer Z w e c k - setzungen, z. B. um die richtige Wahl des geeignetsten Sozialpartners zum Zwecke richtigen Z u s a m m e n s i t z e n s , Z u s a m m e n l e r n e n s ,

Zusammenarbeiten usw. und schließlich überhaupt Zusammenlebens. (S. 40.) Derartige Zwecksetzungen sind aber niemals bloß gefühlsmäßig, sondern meistens mindestens ebenso sehr verstandesmäßig orientiert, zumal wenn sie wie bei M. sogar verknüpft sind mit dem weitestgehenden Anspruch einer sich auf solche „spontanen Wahlexperimente“ gründenden völligen Neuordnung der gesamten Gesellschaft, die sich vor allem auf eine solche bloß gefühlsmäßige Analyse der sie bildenden wichtigsten sozialen Gruppen stützen soll. Schon eine kurze Rückbesinnung auf die eigene Situation in seinem Lande hätte M. darüber belehren müssen, daß bereits für die Entstehung und den Aufbau der kleinsten gesellschaftlichen Gruppe, nämlich der Familie als der eigentlichen Urzelle alles gesellschaftlichen Zusammenlebens, keineswegs immer nur Zu- und Abneigungs-, also Gefühlsmomente, sondern durchaus auch nüchterne rationelle (z. B. wirtschaftliche, ja oft reine Profit-) Erwägungen ausschlaggebend sind, wie die vielen Vernunftfehler gerade in Amerika nur zu deutlich beweisen, wo fast jeder Mensch zunächst überwiegend danach beurteilt wird, „how much he is worth“, gemessen an seinem „big pocket“.

Der weiteren Erschließung dieser mannigfachen, die Gesellschaft kennzeichnenden Gruppenstrukturen sollen auch die von M. aufgestellten verschiedenartigen „Tests“ dienen, wie der soziometrische Test, der Test des emotionalen Ausdehnungsvermögens, der Bekanntschaftstest, der Spontanitätstest (im engeren Sinne), der Rollspieltest und sonstige Methoden, die sich mit der Analyse der Interaktionen kleiner Gruppen befassen. Im Mittelpunkt steht dabei der „soziometrische Test“, dem gegenüber die anderen Tests nur mehr oder weniger spezielle Varianten darstellen. Bei diesem soziometrischen Test werden die Individuen einer Gruppe aufgefordert, andere Individuen ihrer eigenen oder einer anderen Gruppe zu wählen. In Schulgruppen z. B. werden die Kinder aufgefordert, aufzuschreiben, wen sie am liebsten zum Nachbarn auf der Schulbank haben möchten, also die Personen zu nennen, auf die ihre 1., 2., 3., 4. usw. Wahl entfällt. In einem anschließenden Interview sollen dann gleichzeitig die für die Reihenfolge und für die Ursache der getroffenen Wahl entscheidend gewesenen Faktoren erfragt werden. Für solche Wahlen seien eben stets die zu messenden Gefühle „der Anziehungen und der Abstoßungen“ ausschlaggebend, welche zwischen den Angehörigen einer Gruppe bestehen. Dieser soziometrische Test wurde auch in Familien-, Heim- und Arbeitsgruppen usw. ausgeführt. Dabei zeigte sich, „daß die in einer Gruppe bestehenden psychischen Strukturen weit von ihren sozialen Erscheinungsformen abweichen. Diese Gruppenstrukturen variieren in direkter Abhängigkeit von der Altersstufe der Mitglieder der Gruppe“. (S. 34.)

Der Nachteil solcher an Jugendgruppen, insbesondere Kindern vorgenommenen Tests dürfte von vornherein in die Augen springen: die — vor allem durch die Pubertätserscheinungen — bedingte Unreife solcher Jugendlichen, die ja mit sich selbst noch nicht ins „Reine“ gekommen sind, verhindert a limine klare, zuverlässige Angaben, wenn

diesen auch vielleicht oft mehr Aufrichtigkeit und „Spontaneität“ als bei Erwachsenen zukommt, welche ihre „wahre“ Einstellung zur Umwelt meist mehr hinter einem eingeübten Maskenspiel zu verbergen wissen. Vor allem ist der Suggestiv-Einfluß des beobachtenden oder befragenden Lehrers, überhaupt Erziehers, nicht zu unterschätzen. Im allgemeinen wird man m. E. wohl sagen können: je jünger, unentwickelter und ursprünglicher („spontaner“) die Gruppenmitglieder sind, um so mehr sind ihre rationalen Verhaltensweisen noch verschüttet, sie bleiben latent oder gar blockiert; je älter und „reifer“ sie dagegen sind, um so mehr sind ihre irrationalen Verhaltensweisen verdeckt, verschoben, ja verzerrt und durchkreuzt. Eine erzwungene „Spontaneität“ der Entscheidung kann jedenfalls oft nur zum Ausdruck bloßer Unüberlegtheit, Rat- und Gedankenlosigkeit, ja Unentschlossenheit werden. Die Betroffenen wissen dann eben selbst noch nicht, wie sie sich jeweils „einstellen“ sollen, ob, bzw. warum sie sich in der betr. Situation so oder so verhalten, und erliegen zu leicht mannigfachsten Suggestiv- und Einbildungstendenzen der auf sie einstürmenden Innen- und Außenweltkräfte.

Hätte sich M. diese Tatsachen vor Augen geführt, so hätte er keineswegs den apodiktischen Satz aufstellen dürfen: „projizierte Gefühle haben in der Soziometrie keinen Sinn“ (S. 23), vielmehr hätte er sich sagen müssen, daß erst ein *w e c h s e l s e i t i g e s* — am besten polares — Projizieren sowohl rationaler als auch irrationaler, insbesondere introspektiver Verhaltensweisen mittlerer Alters- und Sozialgruppen aufeinander, den zu eruiierenden „wahren“ Verhaltensintentionen noch am ehesten auf die Spur zu kommen vermag. M. muß ja selbst zugeben: „Die soziale Kohäsion wächst mit zunehmenden Alter. Die Kohäsion von Kindergruppen bis zum 6. und 7. Lebensjahr ist schwach, diese negative Tendenz fällt zusammen mit der Abhängigkeit von und der Anhänglichkeit an die Eltern“ (S. 365). Mit Hilfe der Aufspürung derartiger bloß irrationaler Kinder-Verhaltensweisen kann man jedenfalls die „wahre“ soziale Ich-Umwelt-Einstellung Erwachsener nicht erfassen. Darüber hinaus ist psychisches Verhalten überhaupt noch nicht identisch mit sozialem Verhalten.

Auch das von M. zur Ergründung dieses Verhaltens benutzte methodische — auch statistische — Handwerkszeug der unmittelbaren Beobachtung und Befragung ist meist zu primitiv; ebenso läßt die hinreichend objektive Auswertung der erhaltenen „Wahl“-Ergebnisse sehr zu wünschen übrig, weil sie meist in der bloßen Intuition der jeweiligen rein subjektiv motivierten Ausgangsposition stecken bleibt, d. h. fast nur die fragwürdigen persönlichen *U r s a c h e n*, weniger aber die entscheidenden *R i c h t u n g s*komponenten, geschweige denn die „Richtigkeit“ des Gesamtverhaltens aufzuklären sucht. Die Vermeidung exakterer Untersuchungsverfahren, wie sie z. B. in der (auch multiplen) Korrelationsrechnung, Vektoranalysis, Faktorenanalyse, in der Methode der affinen Abbildungen, in der Determinanten- und Matrizenrechnung usw. zur Verfügung stehen, läßt daher beim Verf. ge-

nauere Ergebnisse überhaupt nicht aufkommen, sondern ihn oft nur in allgemeinen Redewendungen, um nicht zu sagen Gemeinplätzen, verharrten. Was ist schon mit solchen allgemeinen Thesen gewonnen: „Die Tendenzen, welche die Menschheit durchströmen, treten an der Oberfläche als Anziehungen, Abstoßungen und Gleichgültigkeit in Erscheinung . . .“ (S. 361.)

Vor allem aber hätte M. die von ihm selbst getroffene Feststellung stutzig machen müssen, „daß die Mitglieder einer Gruppe sich oft anders gruppieren würden, wenn es in ihrer Macht stünde . . .“ und daß „Gruppierungsformen, die spontanen Gruppen von autoritärer Seite aus aufoktroiyert waren, eine Quelle verschiedener Zwistigkeiten darstellten“ (S. 34/35). Denn aus ihr geht schon klar hervor, daß der einzelne durch eine jeweilige psychologische Ich-Einstellung allein noch nicht die ihn umgebende Umwelt nachhaltig zu beeinflussen oder gar zu meistern, geschweige denn umzugestalten vermag, daß vielmehr meist starke soziale Gegenkräfte dieser Umwelt am Werke sind, welche dies zu verhindern suchen! M. ist eben — und damit kommen wir auf den Kern seiner durchaus einseitigen Sozial-Grundauffassung — ein Opfer seines an die Spitze aller seiner methodischen Untersuchungen gestellten Prinzips der „natürlichen Auslese“ (S. 6 ff. in extenso) geworden, welche er meist schlechthin mit „Freiheit“ gleichsetzt. Alle „Auslese“ bedeutet für M. nur spontane gefühlsmäßige Wahl-Auslese von sympathisch erscheinenden Sozialpartnern. In dieser — ich möchte fast sagen typisch amerikanischen — Überspitzung des Selbstwahl-, Selbstbestimmungs- und Freiheitsgedankens (nach dem Motte: ich nehme mein Geschick selbst in die Hand oder „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“!) gegenüber der Determinierung alles sozialen Umweltgeschehens beruht das *πρωτον ψευδος* aller auf ihm aufbauenden Moreno'schen Argumentationen. Arbeitet man aber schon mit dem einen Pol der sozialen „Auslese“, dann darf man seinen korrelativ notwendigen G e g e n p o l, nämlich den der sozialen „A n p a s s u n g“ (sc. an vorhandene Normen, Gewohnheiten, Einrichtungen, überhaupt an bindende Gegenkräfte des jeweiligen Gesellschafts s y s t e m s) nicht ungestraft vernachlässigen oder gar außer acht lassen.

Bei dieser Einseitigkeit seines methodischen Vorgehens nimmt es daher auch nicht wunder, daß der Verf. sich meist in unbewiesenen Behauptungen, in bloßen Hypothesen, Postulaten und allgemein gehaltenen Sentenzen menschlicher Verhaltensstrategie und -taktik gefällt, für die er jede Beweisunterlage schuldig bleibt. Die Folge hiervon ist, daß die von M. entworfenen, meist zu verschwommenen soziometrischen Bilder, d. h. Soziogramme, in ihrer Struktur jedweder zuverlässigen Anhalts- und Orientierungspunkte, insbesondere charakteristischer Schwerpunkte (z. B. bestimmter, das jeweilige soziale Spannungsfeld abgrenzender und zugleich näher kennzeichnender Lage- und Verhaltens p o l e!) in dem so buntscheckig zusammengewürfelten Kräftepiel alles sozialen Geschehens ganz entbehren. Was demzufolge M. bietet, ist nicht „wahre“ Erkenntnis, sondern oft nur solipsistische,

pseudowissenschaftlich aufgemachte Esoterik. Anstatt aus dem schier unentwirrbaren Knäuel der verzwickt hin- und herlaufenden unzähligen Fäden, ja dichten Netzwerke menschlicher Beziehungsmannigfaltigkeiten uns wie aus einem hoffnungslosen Labyrinth sicher herauszuführen, vermögen die von M. gebrachten, oft völlig unübersichtlichen graphischen Linienkonvolute (sog. „Soziogramme“) uns in dieses oft geradezu mit unwahrscheinlich extensiver Linienfreudigkeit und Linien„treue“ spinnwebartig verdichtete Knäuelwirrwarr nur noch tiefer hineinzuverstricken, um uns in ihm schließlich völlig richt- und ratlos ganz verlieren zu lassen. Ein Weniger an solch übertriebenem Fadenspiel wäre zweifellos mehr gewesen. Hier hilft nur ein *k u n s t*-volles — quer- und längsschnittmäßig anzusetzendes — Durchschlagen des dem Beschauer zugemuteten gordischen Knotens. Dies ist allerdings noch eine ziemlich unentwickelte „Kunst“, welche stets die goldene Mitte einzuhalten hat zwischen hinreichender *E x a k t h e i t* der Beweisführung und Methodik einerseits und hinreichender „überwiegend menschlicher“ (Lage- und Verhaltens-) *G e m e i n*orientierung und ihr gemäßiger *G e m e i n*verständlichkeit andererseits.

O t t o K ü h n e - Berlin

Europa und die deutschen Flüchtlinge. Mit Beiträgen von Gabriele Wülker, Friedrich Edding, Elisabeth Pfeil, Gerhard Weisser und Eugen Lemberg. Mit einer Bibliographie der Flüchtlingsliteratur von Werner Möhring und neun Karten von Werner Essen, Frankfurt am Main, 1952. Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten, EV.

Dieser bereits vor drei Jahren erschienene Sammelband sollte gerade heute wieder in das Gedächtnis der Gegenwart zurückgerufen werden. Die große Binnenwanderung der Vertriebenen und Flüchtlinge, die vor allem in den gespaltenen Ländern hin- und herströmen, ist heute kein Problem einzelner Nationen mehr. Nicht nur Europa, auch Asien wird von diesen Strömen durchflutet und die anderen Kontinente machen — soweit sie Einwanderungsgebiete sind — ähnliche Erfahrungen. Und mit dem verschärften Druck kommunistischer Diktaturen entstehen immer neue Bewegungen unter den Menschen, die die Heimat verlassen müssen, um das Schicksal des Flüchtlings auf sich zu nehmen.

Es muß hier jedoch klar zwischen dem Entschluß des einzelnen zur Flucht aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen und der zwangsweisen Vertreibung ganzer Menschen- und Volksgruppen aus ihren Wohngebieten unterschieden werden. Das vorliegende Buch befaßt sich ausschließlich mit den Ostvertriebenen in Deutschland. Aber es tut dies aus einer europäischen Sicht, die zeigt, daß deutsche Probleme längst aus der Enge heutiger Grenzziehungen in die Weite europäischer Konzeptionen hinausgewachsen sind. Das betont auch Theodor *S t e l t z e r* zurecht, wenn er sagt, daß „... das wirkliche Deutschland

nicht ohne Europa, das wirkliche Europa nicht ohne Deutschland bestehen kann“. Damit aber ist das deutsche Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem zu einer europäischen Frage geworden.

Dies zeigt besonders der Aufsatz von Dr. Gabriele W ü l k e r , die diese Fragen ausdrücklich als „... ein weltweites Problem der Gegenwart“ behandelt. Gestützt auf ein sehr beachtliches statistisches Material, das durch die neueren Ergebnisse ergänzt zu werden verdiente, wird das Problem in einem internationalen Rahmen gesehen. Nicht ohne Erschütterung liest man die Worte Churchills aus einer Unterhausrede vom Dezember 1944: „Wir können nur versuchen, unser Bestes zu tun, und wenn wir dies Problem (der Vertreibung) nicht lösen können, so können wir zumindest dafür sorgen, daß man es in all seiner düsteren Größe erblicke, solange es noch Zeit ist...“

Die weiteren Beiträge über die „wirtschaftlichen Folgen der Vertreibung“ von Dr. Fr. E d d i n g und die „Selbsthilfe der Vertriebenen“ von Prof. Dr. Gerhard W e i s s e r beschäftigen sich mehr mit dem innerdeutschen Problem der Finanzierung, der Eingliederung und der Selbsthilfe. Dr. Elisabeth P f e i l — bekannt durch ihre Arbeiten zu Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen — behandelt die „soziologischen und psychologischen Aspekte der Vertreibung“. Sie tut dies mit dem ihr eigenen Verständnis für die seelische Situation dieser in ihrer sozialen Existenz erschütterten Menschen.

Besonders wesentlich scheint mir die knappe Untersuchung von Dr. Eugen L e m b e r g über die „geschichtlichen Ursachen und Wirkungen“ des deutschen Vertriebenen-Problems in Europa zu sein. Sie ist eine historisch durchdachte und in ihrem Zukunftsaspekt ausgewogene Studie, in ihrer Objektivität auf bester wissenschaftlicher Tradition ruhend. Wenn auch der Weg Europas von einer nationalstaatlichen Struktur zu einer überstaatlichen politischen Ordnung sehr mühevoll und lang sein wird, so wächst doch die Erkenntnis, daß für die Völker des östlichen Mitteleuropas kaum eine andere Lösung möglich ist. Es sei denn, die Eingliederung dieses Raumes in das östliche Satellitensystem und eine fortschreitende Bolschewisierung auch Westeuropas würde nicht mehr korrigierbare Tatsachen schaffen.

Ein Wort noch zu den ausgezeichneten Karten von Werner E s s e n . Sie bilden das notwendige anschauliche Material zu den genannten Abhandlungen. Dadurch kann dieses Buch nicht nur dem einzelnen an diesen Fragen interessierten Leser die erwünschte Aufklärung bringen, es ist vielmehr auch als Lehrbuch verwendbar, vor allem dort, wo in Vorlesungen und Kursen diese Probleme angesprochen werden.

Zu wünschen wäre dann freilich, daß die sehr instruktive Flüchtlings-Bibliographie von Werner M ö h r i n g und die statistischen Tabellen dem heutigen Stande entsprechend ergänzt würden. Ebenso müßten die Berichte über die europäischen Flüchtlingsämter und -organisationen beim Europarat und den Vereinten Nationen der Gegenwart angepaßt werden.

R e n a t e W a n s t r a t - G o d e s b e r g

Gaettens, Richard: *Inflationen*. Das Drama der Geldentwertungen vom Altertum bis zur Gegenwart. München 1955. Verlag Richard Pflaum. 324 S.

Der Verfasser ist von Haus aus Numismatiker und hat sich von dieser Materie ausgehend mit der Geldgeschichte befaßt. Das hier anzuzeigende Buch ist das Ergebnis besonderer Forschungen über die Inflationen. Behandelt werden: 1. Der Zusammenbruch des römischen Münzwesens im dritten nachchristlichen Jahrhundert; 2. die Zeit der Schinderlinge (1458—1460); 3. die Vello-Inflation (1599—1660); 4. die Zeit der Kipper und Wipper (1618—1623); 5. John Law und die französischen Finanzprobleme; 6. die schwedische Geldkrise unter Karl XII.; 7. die Finanzierung des 7jährigen Kriegs durch Friedrich d. Gr.; 8. die Assignaten in der Französischen Revolution; 9. die Inflation im Gefolge der Napoleonischen Kriege (Österreich, Rußland, England, Preußen); 10. die Inflation in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Argentinien und Chile; 11. die deutsche Inflation 1914—1923; 12. die deutsche Inflation von 1936—1948. Es folgt ein kurzes Schlußwort, in dem über die Ursachen, Begleiterscheinungen und Folgen von Inflationen gehandelt wird.

Die Darstellung ist allgemein verständlich gehalten und ist daher auch für solche Leser bestimmt, die in der Materie weniger zu Hause sind. Am besten gelungen sind diejenigen Abschnitte und Ausführungen, in denen der Verf. sein wohlfundiertes Wissen um das Münzwesen ausbreiten kann. Aus diesen Ausführungen wird der Leser viel lernen können. Schwächer sind diejenigen Teile und Abschnitte, in denen die volkswirtschaftliche Problematik zur Diskussion steht bzw. entfaltet werden müßte. So muß man gelegentlich schon die Begriffsbildung bemängeln. Was heißt beispielsweise „Wertmünze, d. h. gesundes Geld“ (S. 37)? Gemeint scheinen vollwertig ausgeprägte Münzen zu sein. Mehrfach wiederkehrend ist von „Rechnungsmünzen“ die Rede, wie etwa S. 31, 49, 58 usw.; gemeint sind damit wohl Recheneinheiten. Eine Münze ist dem Begriffe nach doch ausgeprägt, nicht nur eine fiktive Größe. Auf S. 16 wird Flußgold als Elektron bezeichnet. Das ist nicht zutreffend. Elektron ist ein Gold, das eine natürliche Beimischung von Silber (10—25 %) hat (vgl. Quiring, Geschichte des Goldes, 1948, S. 4). In einer sehr einseitigen Weise werden ständig die negativen Seiten einer Doppelwährung herausgestellt und ihr unheilvolle Wirkungen nachgesagt; dabei sind ja doch von namhaften Sachkennern immer wieder die Vorteile einer Doppelwährung — natürlich unter bestimmten historischen Voraussetzungen — dargelegt worden. Auch apodiktische Urteile wie: „die Kipper- und Wipperzeit (hat) zur Verarmung Deutschlands mehr beigetragen als der Dreißigjährige Krieg mit all seinen Schlachten und Heimsuchungen“ (S. 304) sind ganz unhaltbar.

Aber wenn man dies abstreicht, so bleibt doch eine brauchbare Übersicht über die wichtigsten Inflationen der Geschichte. Und dafür ist man dem Verfasser dankbar.

Friedrich Lütge-München

Schmelzeisen, Gustaf Klemens: *Polizeiordnungen und Privatrecht*. (Forschungen zur neueren Privatrechtsgeschichte, in Verbindung mit H. Coing, E. Molitor, H. Thieme und F. Wieacker hrsg. von Franz Beyerle und Wolfgang Kunkel, Bd. 3.) Münster u. Köln 1955. Böhlau-Verlag. VIII u. 580 S.

Es will dem Rezensenten symptomatisch erscheinen, daß sich nach einer den historischen Fragestellungen abholden Zeit jetzt wieder das Interesse an rechtsgeschichtlichen — wie ja auch im anderen Bereich an wirtschaftshistorischen — Untersuchungen lebendig wird. Darum sei in dieser Zeitschrift auch auf die oben genannte umfangreiche Veröffentlichung von Sch. hingewiesen. Er hat sich einen Themenkreis ausgewählt, der in der Tat über Gebühr vernachlässigt worden ist, nämlich die Polizeiordnungen der Territorien und Städte. Und zwar ist die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts herausgegriffen worden, in der ja das Wort „Polizei“ eine sehr umfassende Bedeutung hatte und der merkantilistische Fürstenstaat in diesen Ordnungen u. a. auch eine Fülle von wirtschaftlichen Fragen berührte, ja nicht nur berührte, sondern Regelungen vornahm. Und dies rechtfertigt auch einen Hinweis auf dieses Buch in einer volkswirtschaftlichen Zeitschrift. Wenn der Verf. selbst darauf hinweist (S. 15), daß das sich in dem Quellenmaterial „spiegelnde Rechtsbild entschieden mannigfaltiger und bunter ist als dasjenige, das sich uns in dem gemeinrechtlichen Quellen darbietet“, so ist ihm zweifellos zuzustimmen. Die große Mannigfaltigkeit des damaligen Lebens spiegelt sich in den Quellen wider.

Der große Vorzug des Buches beruht in der großen Fülle von quellenmäßig belegtem Material, das vor dem Leser ausgebreitet wird. Für den Wirtschaftswissenschaftler dürften von besonderem Interesse sein die Abschnitte über die Bodenordnung (S. 197 ff.), über die allgemeine Wirtschafts- und Berufsordnung (auf S. 286 ff. etwas unsystematisch eingeordnet), über die Arbeitsordnung (S. 314 ff.) und über die Kreditordnung (S. 461 ff.). Man wird darüber und über die anderen behandelten Fragen viel lernen können. Eine Schwäche des Buches liegt nun aber darin, daß die gesetzlichen Vorschriften als Gegebenheiten hingenommen werden, also nicht untersucht wird, inwieweit sie sich mit der Wirklichkeit des Lebens deckten. Daß dies sehr schwierig festzustellen ist, weiß der Rezensent aus eigenen Bemühungen heraus sehr wohl, aber alle Arbeiten solcher Art sollten doch eigentlich etwas diesem Ziele nachstreben. Es stimmt doch nachdenklich, wenn, wie August Skalweit kürzlich mitgeteilt hat¹, ein Gerichtspräsident Friedrichs d. Gr., C. F. v. Benekendorf, einmal schreibt, daß die königlichen Anordnungen sehr gut und nützlich sein mögen, doch sie werden „abgefasst, gedruckt publiziert — nur selten aber befolgt“, und derselbe erzählt eine Anekdote des Ministers v. Fuchs, in dessen Nachlaß sich eine große Truhe fand, bis oben hin angefüllt mit Edikten, und obendrauf

¹ August Skalweit, *Benekendorfs Oeconomia Forensis*, „Zeitschr. f. Agrargeschichte u. Agrarsoziologie“, 1953, H. 1, S. 44.

von des Ministers Hand ein Zettel „Meines Wissens ist von allen diesen keines gehalten worden“.

Eine solche Bemerkung soll des Verfassers Leistung nicht herabmindern, sondern nur auf weitere sich daraus ergebende Forschungsaufgaben hinweisen.

Friedrich Lütge - München

Uerdinger Festschrift. Zur Siebenhundertjahrfeier der Rheinstadt. Hrsg. im Auftrage des Festausschusses von Emil Feinendegen, Viktor Jakobowicz und Heinz Trebels. Krefeld-Uerdingen (Verlag des Uerdinger Heimatbundes) 1955. 292 Seiten.

Der seit 1929 mit Krefeld vereinigten Stadt Uerdingen ist 1255 von dem damaligen Kölner Erzbischof in seiner Eigenschaft als Landesherr das Stadtrecht verliehen worden. Zur Erinnerung an dieses Ereignis ist die hier anzuzeigende Festschrift herausgegeben worden. Unter den 12 Beiträgen befinden sich mehrere, die das Interesse des Wirtschaftshistorikers finden; so namentlich die Abhandlung von Karl Rembert „Handel und Verkehr über Uerdingen am Rhein“ sowie von Walter Föhl „Der Landzoll der Ämter Uerdingen und Linn im Handels- und Zollwesen am Niederrhein (1600-1765)“. Der erstgenannte Aufsatz zeigt die Nöte, die eine solche kleine Stadt in Konkurrenz mit anderen hatte, und gibt einige Einzelheiten über die Verkehrsverhältnisse des 16. bis 18. Jhs. Wesentlich ertragreicher ist die an zweiter Stelle genannte Abhandlung, die mit 150 Seiten Umfang allein mehr als die Hälfte des ganzen Bandes füllt und eigentlich den Kern der Festschrift darstellt. Wichtig ist, daß hier eben nicht über den Rheinzoll — der ja in einer umfangreichen Literatur behandelt worden ist — gearbeitet wird, sondern über den Landzoll. Ein großer Vorzug dieser mit großem Fleiß gearbeiteten Abhandlung ist die Fülle von Material, das dem Leser geboten wird und zweifellos unser Wissen um die Mannigfaltigkeit des Wirtschaftsaustausches in Niederrheingebiet fruchtbar erweitert. Es wäre zu bedauern, wenn die wirtschaftshistorische Forschung an einer solchen verhältnismäßig schwer auffindbaren Arbeit vorbeigehen würde.

Friedrich Lütge - München

Eucken, Walter, *Kapitaltheoretische Untersuchungen*. 2. Aufl. mit einer Einleitung von Friedrich A. Lutz: Die Entwicklung der Zinstheorie seit Böhm-Bawerk. (Hand- und Lehrbücher aus dem Gebiet der Sozialwissenschaften, herausgegeben von Edgar Salin und Arthur Spiethoff.) Tübingen und Zürich 1954. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) — Polygraphischer Verlag A.-G. 336 S.

Das Erscheinen der „Kapitaltheoretischen Untersuchungen“ in der zweiten Auflage gibt den Anlaß, Euckens Forschungsbeitrag zur Kapital- und Zinstheorie zu würdigen und kritisch zu betrachten. Ein solcher Versuch wird besonders nahegelegt und erleichtert dadurch, daß

dem unveränderten Neudruck des Textes der „Kapitaltheoretischen Untersuchungen“ die drei wichtigsten Zeitschriftenaufsätze zum Kapitalproblem angefügt und diesen Euckenschen Schriften ein einleitender Beitrag „Die Entwicklung der Zinstheorie seit Böhm-Bawerk“ von F. A. Lutz voran- und ein biographisches Nachwort von F. W. Meyer nachgestellt worden sind. So hält der Leser ein Buch in Händen, das nicht nur die Ausgangsposition des Verfassers vor zwei Jahrzehnten (1934) zeigt, sondern auch dessen kapitaltheoretische Entwicklung und Zielrichtung erkennen läßt. Er erfährt zugleich aus dem Nachwort, daß Eucken die wiederholt geäußerte Absicht hegte, im Anschluß an die Veröffentlichung der „Grundsätze der Wirtschaftspolitik“ sich der Neubearbeitung der „Kapitaltheoretischen Untersuchungen“ zuzuwenden. Die nachgelassenen Notizen und der in Aussicht genommene Titel des Werkes, „Der zeitliche Aufbau der Produktion“, ließen Euckens Anliegen erkennen, den zeitlichen Aufbau der Produktion in den verschiedenen Wirtschaftssystemen umfassend zu untersuchen, wovon der 1944 erschienene, ebenfalls hier abgedruckte Aufsatz, „Die zeitliche Lenkung des Wirtschaftsprozesses und der Aufbau der Wirtschaftsordnungen“, einen Eindruck vermittelten. Sein früher Tod im Jahre 1950 hat diese Absicht vereitelt (vgl. S. 333 f.).

Walter Eucken hat in der Auseinandersetzung über die Kapitalerscheinung unter Einsatz seines ganzen wissenschaftlichen Ansehens die Tradition der temporalen Theorie verteidigt. Er tat es nicht kritiklos. Wesentliche Mängel, vor allem in der Lehre Böhm-Bawerks, hat er als solche anerkannt; er hat unhaltbare Positionen preisgegeben und offensichtliche Fehler zu beheben gesucht. Aber in der grundlegenden Frage, ob der Problemansatz der temporalen Theorie überhaupt berechtigt sei, sprach er ein entschiedenes Ja. „Sobald die zeitliche Dimension in der theoretischen Forschung den Platz erhält, den sie in der Wirklichkeit besitzt, wird die Wirklichkeitsnähe des theoretischen Apparates außerordentlich erhöht und seine Fähigkeit, konkrete Probleme zu lösen, stark gesteigert.“ „Heute ist es also noch nötig, den Unterschied von temporaler und atemporaler Analyse des Wirtschaftsprozesses entschieden zur Geltung zu bringen. Gerade durch eine deutliche Heraushebung des Gegensatzes wird eine Wendung eingeleitet, die stattfinden muß“, schrieb Eucken in dem abgedruckten Aufsatz, „Der Wirtschaftsprozess als zeitlicher Hergang“ (1940), im Buch jetzt S. 262. Ist diese Wendung in der Richtung zu suchen, die Eucken verfolgt?

Mit seinen großen Vorgängern, W. St. Jevons, Böhm-Bawerk, K. Wicksell, widmet er sein Augenmerk der zeitraubenden Produktion, d. h. der Tatsache, daß in jedem denkbaren Wirtschaftssystem Konsumgüter, an deren Herstellung gerade gearbeitet wird, nicht gleichzeitig konsumiert werden können. Daher müssen zum Aufbau und zur Durchführung der Produktion bereits Konsumgüter vorhanden sein, wenn auch in verschiedener Form; nämlich als Konsumgütvorräte in der nicht, als Konsumgutstrom in der mit dauerhaften Produktionsmitteln ausgerüsteten Wirtschaft. Beider Funktion ist die Zeitüberbrückung zwi-

schen „Saat“ und „Ernte“. Kapital ist daher die in Geld ausgedrückte Verfügungsmacht über Konsumgüter, von den Unternehmen jetzt aufgewandt, um zukünftige Güter herzustellen. Die dazwischen liegende Zeitdistanz, die Böhm-Bawerk „Produktionsperiode“, Eucken „Ausreifungszeit“ nannte, ist in ihrer Länge durch die Daten bestimmt; ihre Wahl — das Grundproblem der Kapitaltheorie — hängt vor allem ab von den verfügbaren Fonds. Daher ist der Wert der Produktionsfaktoren abhängig von der Größe des Konsumgutvorrates. Da nach einer Erfahrungsregel (Böhm-Bawerks „Dritter Grund“) gegebene Produktionsfaktoren um so mehr Konsumgüter erzeugen, je längere Zeit zwischen Aufwand der Produktivleistung und deren Konsumgütreife im Durchschnitt verstreicht, steigt ceteris paribus der Wert der Produktionsfaktoren mit dem Konsumgutvorrat, der zu Beginn der Periode vorhanden ist. Denn je größer der Fonds ist, um so längere Produktionswege können beschritten, um so mehr Fähigkeiten der Produktionsfaktoren können entfaltet werden, um so größer ist daher deren Nutzwirkung und um so höher ihr Wert. Aus dieser Wertschwellung fließe der Zins.

Nun wird ja von keiner Seite bestritten, daß die Produktion Zeit erfordert und daß dem Zeitmoment im Aufbau der Produktion eine entscheidende praktische und theoretische Bedeutung zukommt. Wohl aber scheiden sich die Geister vor der Frage nach dem Einfluß des Zeitmomentes auf die Wertbildung im Ablauf der arbeitsteiligen Wirtschaft. Die Atemporalen, voran Walras und Pareto, behaupten, das Zeitmoment sei allein von Bedeutung beim Aufbau des Produktionsprozesses; der in Gang befindliche Produktionsprozeß hingegen funktioniere so, als ob die Produktion zeitlos wäre, als ob der ganze Wirtschaftsprozeß auf einen Schlag ablief, infolgedessen der Hochofenarbeiter etwa heute Güter produziere, die heute konsumiert werden können. Dagegen hat sich Eucken mit aller Entschiedenheit gewandt und betont, daß in Wirklichkeit Jahre und Jahrzehnte verstreichen, bis die heutige Leistung konsumreif wird.

In diesem entscheidenden Punkt weicht Eucken keinen Fußbreit ab von der Position, die Böhm-Bawerk eingenommen hat, insbesondere in der scharfen Kontroverse mit J. B. Clark, dessen Name übrigens im Namenregister des Buches von Eucken nicht aufscheint. Diese grundlegende Übereinstimmung legt die Frage nahe, ob zwischen der Kapitaltheorie Böhm-Bawerks und der Euckens neben dem Unterschied im Begriff ein solcher in der Sache besteht. Denn beide sind sich darin einig, daß es neben Arbeit und Natur einen dritten Produktionsfaktor nicht gibt. Das wird besonders deutlich angesichts der Frage nach dem Etwas, wofür der Zins als Preis gezahlt wird.

Böhm-Bawerk hat das Kapital als selbständigen Produktionsfaktor gestrichen und in die beiden originären Faktoren Arbeit und Natur aufgelöst. Da er aber, im Gegensatz zu den sozialistischen Schriftstellern, den Zins nicht als Wertabzug vom Arbeits- und Bodenertrag erklärte, gelangte er zur Agio-Theorie, wonach der Zins als die Wertschwellung

der produktiven Einsätze während der Zeit ihres Reifens zum fertigen Konsumgut erklärt wird. Von dieser Erklärung der Zinerscheinung rückte Eucken ausdrücklich ab mit den Worten: „Auch der Agio-Theorie stehen wir fern. Sie zielt dahin, als Quelle des Kapitalzinses eine Wertzunahme nachzuweisen, die durch die zeitraubende Umwandlung von originären Produktivkräften und produzierten Produktionsmitteln in genußreife Schlußprodukte, also durch das allmähliche Heranrücken von Zukunftsgütern in die Sphäre der Gegenwartsgüter bewirkt werde. Wir indessen verzichten darauf, eine Wertschwellung der Güter auf ihrem Wege in einer gegebenen Produktionsbahn aufzufinden“ (S. 95). Vielmehr entstammt der Zins nach Eucken der produktiveren Verwendung der Produktionsfaktoren — als Folge ihres Einsatzes auf längeren Produktionswegen. Da aber die Länge des Produktionsweges oder die Ausreifungszeit von der Größe des Konsumgutvorrates abhängt, entwickelt hier Eucken eine Zinstheorie, die eine Mischung von Produktivitätstheorie und Fondstheorie darstellt. Damit verliert freilich die Kapital- und Zinstheorie Euckens die Geschlossenheit der temporalen Konzeption, die Böhm-Bawerks Lehre auszeichnet. Sein zinstheoretischer Standpunkt rückt auf diese Weise der Vielfalt moderner Zinstheorien näher; es ist aber zu bezweifeln, ob Eucken dadurch der temporalen Theorie einen Dienst erwiesen hat. Denn Böhm-Bawerks Lehre, die trotz aller „Widerlegung“ nach wie vor einen Block bildet, um den die Theorie nicht herumkommt, wenn es ihr nicht gelingt, ihn in seiner, wenn auch nur begrenzten Gültigkeit in ihr System einzubauen, weist die größere Geschlossenheit auf, vor allem die temporale Einheit der Kapital- und Zinstheorie, die von Eucken preisgegeben worden ist.

Die Ablehnung des Kapitals als eines selbständigen Produktionsfaktors wäre durchaus berechtigt, wenn die sogenannten Produktionsfaktoren überhaupt als das bezeichnet würden, was sie tatsächlich sind, nämlich Hypostasierungen¹. Neben der Arbeit, die im Menschen einen geschichtlich selbständigen Träger hat, ist weder der Boden bzw. die Natur noch die Gesamtheit der sachlichen Produktionsmittel noch der Fonds oder Vorrat im strengen Sinne „Faktor“. Von daher wäre es folgerichtig, neben dem Kapital auch die Natur als Produktionsfaktor zu verneinen. So schließt sich z. B. Keynes der vorklassischen Lehre an und betrachtet „die Arbeit, natürlich einschließlich der persönlichen Dienstleistungen des Unternehmers und seiner Gehilfen, als den einzigen Erzeugungsfaktor, wirkend in einer gegebenen Umwelt von Technik, natürlichen Hilfsmitteln, Kapitalausrüstung und wirksamer Nachfrage . . .“². Wird aber die Natur als selbständiger Faktor beibehalten, dann kann dies nur in dem Sinne geschehen, daß der Boden oder die Natur als funktionelle Ertrags- und Einkommensquelle angesehen wird;

¹ Vgl. A. Horn, Materielles und formelles Kapitalverhältnis bei Karl Marx. Schmollers Jahrbuch 71 (1951), S. 336 ff.

² J. M. Keynes, Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes. Deutsch von F. Waeger. München u. Leipzig 1936, S. 179.

dann besteht aber kein Grund, das Kapital anders zu behandeln. Denn sonst verbaut sich die temporale Theorie selbst den Weg, indem sie bestreitet, was sie verteidigt, daß nämlich durch die Zeit und das sie überbrückende Kapital der Produktionsaufbau eine Struktur und Leistungsfähigkeit erhält, die nicht den beiden Produktionselementen Arbeit und Natur allein zugeschrieben werden können. Damit wäre der Weg der temporalen Theorie von der genetischen und technologischen Fragestellung, in der sich Böhm-Bawerk zu sehr von Rodbertus hat beeinflussen lassen, ab- und auf das eigentlich ökonomische Problem hingelenkt, nämlich auf den Einfluß der Zeit auf die Wert- und Einkommensbildung³.

A d a m H o r n - G i e ß e n

H e l a n d e r, S v e n: *Das Autarkieproblem in der Weltwirtschaft*. Berlin 1955, Verlag Duncker & Humblot. 684 S.

Diese Schrift, die ein Zentralproblem der Außenhandelspolitik zum Gegenstand hat, ist, um es kurz zu sagen, ein zu einem Buch umgestalteter Zettelkasten mit Lesefrüchten zum Thema Autarkie und Weltwirtschaft. Seine Aufgabe sieht der Verfasser einmal darin, festzustellen, ob die Weltwirtschaft sich im Laufe der historischen Entwicklung mehr zur Autarkie oder mehr zum Freihandel hin ausgerichtet habe, und zum anderen in dem Auffinden der Gründe, welche die ermittelte Entwicklung bedingen.

Wenn man zu Anfang (S. 11) liest, „trotz der zahlreichen praktischen Beispiele lassen wir uns hierbei . . . von einem systematischen Interesse leiten“, so ist es wohl angebracht, festzutellen, daß das Buch in hohem Grade unsystematisch ist. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt das mit aller Deutlichkeit.

Zwar scheint, nach dem Inhaltsverzeichnis zu schließen, der Aufbau im großen durchaus folgerichtig zu sein: I. Abt. Tatsachen, II. Abt. Strukturelle Ursachen, III. Abt. Konjunkturelle Ursachen, IV. Abt. Folgen. Allerdings ist nicht einzusehen, warum das 28. Kapitel der IV. Abt. „Der neue Weltmarkt und das Autarkieproblem“ nicht eine eigene V. Abteilung geworden ist, wenn Verfasser hier doch nicht von den Folgen — denn das ist der eigentliche Gegenstand dieser IV. Abteilung —, sondern von einer Umkehr des bisherigen Trends berichtet. Hier wird die Entwicklung im Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg behandelt.

Bei der weiteren Gliederung in Kapitel (im Gegensatz zur Planung in vier Abteilungen) geht es dagegen arg durcheinander. Viele Wiederholungen und Überschneidungen nach logischen, sachlichen und zeitlichen Gesichtspunkten lassen keine saubere Gedankenführung erkennen und ergeben ein wenig klares Gesamtbild.¹

Die Trennung nach strukturellen und konjunkturellen Ursachen ist nicht konsequent eingehalten worden. Zu den strukturellen Ur-

³ Vgl. A. H o r n, Das Zeitmoment in der Wert- und Einkommensbildung. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 167 (1955), S. 359 ff.

sachen zählt Helander z. B. die Steuerpolitik, während er die handelspolitischen Einflüsse der Konjunkturpolitik zurechnet. Auch all das, was unter der Abschnittsüberschrift „Folgen“ gebracht wird, ist vielfach etwas ganz anderes, als was man hier erwartet.

Das Ergebnis des Buches ist kurz gesagt: Bis zum Ende des zweiten Weltkrieges habe eine Tendenz zur Autarkisierung in der ganzen Welt bestanden. Strukturelle Ursachen vor allem seien hierfür maßgebend gewesen, daneben aber auch solche konjunktureller Natur, insbesondere jene, die im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise standen. Dagegen sei für die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg eine ganz neue Tendenz festzustellen, eine Entwicklung zu einer zunehmenden Liberalisierung der Weltwirtschaft. Während der Verfasser beim Auffinden der Entwicklungslinie zur Autarkie hin immerhin eine Zeitspanne von 70 bis 80 Jahren zugrunde gelegt hat, dienen ihm nur die zehn „normalen Jahre“ nach dem zweiten Weltkrieg zur Grundlage der Erkenntnisse einer neuen Entwicklungsrichtung, was immerhin recht eigenartig anmutet.

Wenn auch in einem „Allgemeines“ überschriebenen Abschnitt (S. 27—30) bemerkenswerte Betrachtungen zur Beurteilung der herangezogenen statistischen Zeitreihen angestellt werden, so ist die wirkliche Handhabung des Tatsachenmaterials mehr eklektisch als selektiv. Die Absolut- und Relativzahlen werden unbesehen übernommen, wobei die Unklarheit über das Wesen der statistischen Zahlen dem empirischen Material die Überzeugungskraft nimmt: Die Exportquoten können Mengen- oder Wertrelationen sein. Die Völkerbundpublication, die zur Kennzeichnung der Weltentwicklung herangezogen wird, gibt Mengenindices; die von Helander zur Kennzeichnung der Entwicklung in den einzelnen Ländern herangezogenen Exportquoten dagegen sind Wertrelationen. Wenn es auch richtig ist, daß nationale Vergleiche wegen der verschiedenen Berechnungsmethoden mehr als zweifelhaft sind, so hätte eine gruppenweise Behandlung (westeuropäische Industriestaaten, lateinamerikanische Agrarstaaten usw.) augenfälligere Ergebnisse zeitigen können.

Bedeutsam zu sein scheinen mir die Bemerkungen des Verfassers (S. 27 ff.), daß bei zeitlichem Vergleich der Exportquoten statistische Fehler entstehen müssen, weil im Laufe der Zeit die Genauigkeit der Erfassung von Produktions- und Volkseinkommen wesentlich mehr gewachsen ist als die Genauigkeit der Erfassung des Außenhandelsvolumens, je mehr man sich der Gegenwart nähert. Des weiteren ist zu bedenken, daß mit der Entwicklung der Volkswirtschaft ein zumindest relatives Absinken des nichtmarktwirtschaftlichen Anteils am Volkseinkommen einhergeht. Schon diese Gründe mußten bei sonst gleichbleibenden Umständen statistisch ein Sinken der Exportquote hervorrufen. Leider aber hat es Helander unterlassen, abzuwägen, inwieweit dieser statische Fehler seine Ergebnisse modifizieren müßte. Er versäumt es, bei jedem Land auf die Prüfung der Zahlen in dieser Hinsicht einzugehen. Damit wird deutlich, wie gefährlich es ist, zu

sagen, daß Theorien mit Tatsachen zu widerlegen seien (vgl. S. 14 gegen Eulenburg). Theorien sind bestenfalls dann durch Tatsachen zu widerlegen, wenn die „Tatsachen“ wirklich Tatsachen sind.

Eine eigene Beweisführung selbst ist in diesem umfangreichen Buch kaum versucht worden. Die Auseinandersetzung mit der Imperialismustheorie (Rosa Luxemburg, Fritz Sternberg u. a.) beispielsweise umgeht der Verfasser ebenso wie mit der Lehre vom Außenhandelsmultiplikator (Fritz Machlup u. a.), die doch beide zur Frage der Entwicklung der Exportquote von Bedeutung gewesen wären. Es wird vielmehr ein Zitat an das andere und damit ein Autoritätsbeweis an den anderen gereiht wie die Perlen einer Kette. Ob sie echt oder falsch sind, wird nicht geprüft. Beiläufig (S. 16) wird einmal Keynes angeführt, und zwar nach Aufsätzen im „New Statesman and Nation“ von 1933 (übersetzt in Schmollers Jahrbuch, 57, 565, 1933), von denen Harrod sagte: „The articles lacked his usual precision of thought, they were a little rambling“¹.

Auf den Seiten 394—415 bekundet Verf. mit besonderer Eindringlichkeit seine wirtschaftspolitische Sympathie für Autarkie und Antipathie für Freihandel, doch ohne seinen Standpunkt (ob Zielsetzung Wohlfahrt des Landes, der Welt usw. ist) klar erkennen zu geben. Während fast alle herangezogenen Autoren (stillschweigend) zustimmend zitiert werden, macht Helander bemerkenswerterweise mit Haberler und Röpke eine Ausnahme; Röpke wird abfällig als liberaler und gar als altliberaler Dogmatiker (S. 602) gekennzeichnet.

Man legt das Buch aus der Hand mit einem angeregten Drang zum Warumfragen. Die Problemstellung ist theoretisch und wirtschaftspolitisch so bedeutsam, daß der dringende Wunsch nach empirischer und analytischer Aufhellung besteht. Helander gibt jedoch trotz des umfangreichen wissenschaftlichen Apparates keine befriedigende Antwort. Was er bietet, ist eine unsystematische und kritiklose Sammlung von Meinungen einer Vielzahl von Autoren des In- und Auslandes zu einem hochinteressanten Problem. Trotz fehlender Schrifttumszusammenstellung und fehlender Sach- und Personenregister ist das umfangreiche Buch eine Fundgrube einschlägiger Literatur für alle, die sich mit dem Autarkieproblem auseinandersetzen wollen.

A l f r e d K r u s e - B e r l i n

M e r t s c h , F r i t z : *Die Aufgaben der Statistik in den verschiedenen Wirtschaftsordnungen*, mit einleitenden Ausführungen zum Begriff der Statistik. (Wirtschaftswissenschaftliche Abhandlungen, Volks- und betriebswirtschaftliche Schriftenreihe der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Freien Universität Berlin, Heft 4.) Berlin 1954. Verlag Duncker und Humblot. 247 S.

Im Zuge der fortschreitenden Erschließung neuartiger Sachgebiete für die statistische Massenbeobachtung nimmt die Notwendigkeit einer Rationalisierung der statistischen Berichterstattung einen immer

¹ R. F. H a r r o d , *The Life of John Maynard Keynes*, London 1951, S. 446.

breiteren Raum in der Organisation der fachamtlichen und institutionellen Statistik ein. Damit erhebt sich die naheliegende Frage, ob und in welcher Weise die Erhebungs- und Untersuchungsergebnisse der Sozialstatistik den Anforderungen der Fachwissenschaft und Fachverwaltung am wirksamsten dienstbar gemacht werden können. Es geht hierbei nicht nur um eine prinzipielle Frage, sondern um ein spezifisch systembedingtes Anpassungsproblem, dem die Erkenntnis zugrundeliegt, daß der Einsatz an statistischer Information von dem Bedarf der bestehenden Wirtschafts- und Sozialordnung diktiert wird. Da die statistischen Anforderungen in bezug auf Art, Umfang, Aufbau, Aktualität und Erkenntniswert sehr verschieden und wechselnder Natur sind, ist eine zweckrationale Abstimmung der Statistik auf den Fachbedarf nur aus einer gründlichen Einsicht in die zwischen Staatsverwaltung und Verwaltungsstatistik bestehenden Beziehungen möglich. Aus diesen Erwägungen heraus ist die vorliegende Schrift entstanden, in der sich der Verf. die Aufgabe stellt, die Abhängigkeit des statistischen Informationsdienstes von der bestehenden Wirtschaftsordnung aufzuzeigen. Im Vordergrund der Untersuchung steht hierbei die Orientierung der Wirtschaftsstatistik an der herrschenden Wirtschaftsverfassung, die in einer entsprechenden Ausrichtung der speziellen Sozialstatistik an der jeweiligen Sozialordnung ihre Parallele findet.

Wenn der Verf. die grundsätzliche Frage aufrollt, ob die Wirtschaftsstatistik in Wirtschaftsordnungen denken solle, so geht es ihm hier hauptsächlich um die Feststellung, wie die Funktionsweise der Wirtschaftsstatistik in bestimmten Bereichen der Erhebungspraxis gearartet sein muß, um den Anforderungen der verantwortlichen Leitstellen zu genügen. Darin liegt eine bewußte Einschränkung der Fragestellung insofern, als die Systembedingtheit der Statistik als solche in Betracht gezogen wird, also nicht der Eigenbedarf der Wirtschaftstheorie, sondern der Statistik-Bedarf der in Wirtschaftsordnungen denkenden Theorie, einer gewissermaßen wirtschaftspolitischen Systemtheorie, zur Diskussion steht. Diese eigentliche Systemtheorie ist, was in der einleitenden Grundlegung zur Vermeidung von Mißverständnissen noch stärker betont werden sollte, wiederum nur ein Teilausschnitt der Gesamtheorie, die neben der historischen Entwicklungstheorie und der dynamischen Markttheorie als allgemeine Ordnungslehre der Wirtschaftsführung und als eine rein statische Funktionstheorie eine Sonderstellung einnimmt.

Bei der Auswahl der hier untersuchten Wirtschaftsordnungen hält sich der Verf. nicht an die historische Systemfolge, die etwa in der Linie vom Merkantilismus über den Liberalismus, Protektionismus zum Sozialismus verläuft, oder aber an die in der herrschenden Staatsauffassung begründeten Wirtschaftsformen und Marktordnungen, sondern an die von der neueren Wirtschaftstheorie (Eucken) begründeten Klassifizierungen, welche die Einteilung der bestehenden Wirtschaftsordnungen von dem Grad der Freizügigkeit oder dem Grad der Ein-

flußnahme übergeordneter Leitstellen auf die Wirtschaftsführung abhängig machen. Hierbei ergibt sich eine Stufenfolge von Systemen, die sich zwischen idealtypischen Grenzfällen der totalen Freizügigkeit einer reinen Konkurrenzwirtschaft und der totalen Manipulierung einer reinen Befehlswirtschaft bewegt. Es entspricht dem Erkenntnisziel der vorliegenden Bearbeitung, daß die Beurteilung der statistischen Dienstleistung sich nicht in der Erörterung idealtypischer Möglichkeiten ergeht, sondern an wirtschaftspolitische Systeme anknüpft, die als Realitäten der gegenwärtigen Marktordnung auftreten. In der für die Untersuchung gewählten groben Dreigliederung nach Konkurrenzwirtschaft, gemischter Wirtschaftsordnung und Befehlswirtschaft handelt es sich also um Realtypen, die zwar nicht in reiner Form vorherrschen, wohl aber mit gewissen Merkmalsüberschneidungen und Zwischentypen immerhin die graduelle Abstufung der Lenkungsformen repräsentieren.

Für die Ausrichtung der Wirtschaftsstatistik an der bestehenden Wirtschaftsordnung — die eigentliche Kardinalfrage der Untersuchung — ergeben sich mannigfache Möglichkeiten, die in der auftragsmäßigen und publizistischen Informationsarbeit der Fachämter konkrete Gestalt annehmen. Für die Beurteilung der statistischen Nutzleistung kommt es dabei wesentlich darauf an, über die Art und den Funktionskreis der Statistik Klarheit zu schaffen, wie es die dem Hauptteil vorgeschaltete Erörterung über den Begriff und Aufgabenkreis der Statistik bezweckt. Es kann im Sinne des Verf. hier nicht allein an die Aufgaben einer zähltechnischen Massenbeobachtung und rein referierenden Beschreibung gedacht werden, sondern nur von einer komplexen Zahlenforschung die Rede sein, die auch die ursächliche Begründung der wirtschaftlichen Erscheinungen in der repräsentativen Teilbeobachtung umschließt. Aber auch diese allein kann, wie Verf. mit Nachdruck betont, keine wirklich erkenntnisfördernden Ergebnisse zeitigen, wenn sie nicht auch mit abstrakt-isolierenden Denkhelfen, gewissermaßen als vorgeschaltete, a priori'sche Theorie, den Zugang zur konkreten Tatsachenwelt der empirischen Zahlenforschung erschließt.

Im Hauptteil der Untersuchung, der die Abschnitte III und IV umfaßt, gruppiert sich die Betrachtung in einer nach Sachgebieten präzierten Gliederung, um die Frage nach der Notwendigkeit und Beschaffenheit volkswirtschaftlicher Statistiken für die der Gliederung zugrunde liegenden Haupttypen von Wirtschaftssystemen. So prüft der Verf. im Falle der Konkurrenzwirtschaft, ob und wie sich ein systemgerechter Einsatz an Statistik in den drei Hauptbereichen der Wirtschaftsstatistik: in der Volkswirtschaftsstatistik, Betriebswirtschaftsstatistik und Finanzstatistik durchführen ließe. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß in der Konkurrenzwirtschaft, im Hinblick auf die vorherrschende Konstanz der wirtschaftlichen Gegebenheiten, keine Volkswirtschaftsstatistik vonnöten sei. Dabei ist sich der Verf., was hier gegenüber etwaigen Einwänden gegen die etwas apodiktisch

wirkende Formulierung betont werden muß, grundsätzlich darüber im klaren, daß eine solche Konstanz, selbst wenn man sie für gewisse Existenzbedürfnisse und für die Faktoren Natur und Arbeit gelten läßt, doch in bezug auf die tendenziellen und dynamischen Veränderungen des Wirtschaftsgeschehens im Zuge der fortschreitenden Technisierung nicht aufrechtzuerhalten sei; auch wenn der Preis im Automatismus des Marktausgleichs sich auf ein erwartetes Niveau einspielt und die Lenkung übernimmt, geht doch der Ablauf der Marktvorgänge in der Folge der Auf- und Abschwungsphasen schon unter dem Einfluß der veränderlichen Strukturbedingungen nicht in einer streng gesetzartigen Konstanz vor sich.

Sofern man unter Konstanz im Sinne des Verf. die nachweisbare Beständigkeit des permanenten Marktausgleichs versteht, so würde man für die gemischte Wirtschaftsordnung mit einem gewissen Einschlag an planmäßiger Lenkung seitens öffentlicher und sonstiger organisierter Leitstellen eine solche Konstanz nur in eingeschränktem Umfange gelten lassen. Zur Information über den durch monopolistische Einflußnahme geschaffenen Wechsel der Wirtschaftssituation wird eine Inanspruchnahme der Wirtschaftsstatistik vor allem auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen Bilanzrechnung, der Ermittlung des Sozialprodukts in der Entstehungs- und Verwendungssphäre, bei Darstellung der gesamtwirtschaftlichen Einsatz- und Ausstoßleistung in der Grundlagenstatistik zur Wirtschaftsstruktur und in der repräsentativen Indexrechnung in Frage kommen. Neben der allgemein-informativsten Nutzleistung ist in diesem Zusammenhange auch die Möglichkeit einer differenzierten Anpassung der statistischen Arbeit an den speziellen Informationszweck von Bedeutung, wie das z. B. aus der Begriffsumschreibung des Volkseinkommens als Nettosozialprodukt zu Marktpreisen und zu Faktorkosten, des Bruttosozialprodukts zu Marktpreisen und des persönlichen Verbrauchseinkommens im Hinblick auf die statistische Erfassbarkeit dieser Größen vom Standpunkt der Wirtschaftsplanung hervorgeht. Dasselbe gilt für die Erfassung des Einsatzes und Ausstoßes als Ermittlung der Wertschöpfung in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung der Investitions- und Produktionswirtschaft — ein Sachgebiet, das geradezu als Musterbeispiel für die Verbindung von modellschematischer Erläuterung und statistischer Veranschaulichung anzusehen ist. Wenn auch bei Verwendung der Ein- und Ausstoßtabelle für Zwecke wirtschaftspolitischer Orientierung gewisse in der Wandelbarkeit der Funktionsbedingungen begründete Vorbehalte zu machen sind, so kann sie doch bei kurzfristiger Wiederholung mit entsprechendem Dateneinsatz erheblichen Nutzen stiften. Außer Zweifel steht demgegenüber der informativste Nutzwert der eigentlichen Grundlagenstatistik, die über die gegenwärtige innere Struktur und die außenwirtschaftliche Verflechtung der Volkswirtschaft sowie, in Kennziffernform, über die mengen- und preismäßige Entwicklung der Märkte Aufschluß gibt, eine Darstellungsform, deren Notwendigkeit der Verf. vor allem mit dem Hin-

weis auf die — abweichend von der Konkurrenzwirtschaft — unterschiedliche Entwicklung des Güter- und Geldgrenznutzens in der gemischten Wirtschaftsordnung begründet. Ihre eigentliche Domäne aber findet die Wirtschaftsstatistik in diesem Systemtypus in allen Zweigen der volkswirtschaftlichen Erfolgsrechnung, d. h. im zahlenmäßigen Nachweis über die Entstehung und Behebung von Spannungen zwischen Investitions- und Sparvolumen sowie im Bereich der Marktforschung, und zwar in der Marktanalyse und Marktbeobachtung, die mit der statistischen Methode der konkurrierenden Veränderungen arbeitet.

Bei Beurteilung der statistischen Mitwirkung im Aufgabenkreis der zentralgelenkten Wirtschaft in der sog. Befehlswirtschaft, deren Funktionen auf der totalen Beherrschung der produktiven und konsumtiven Kräfte der Bedarfsdeckung beruht, vertritt der Verf. die Auffassung, daß die Statistik sich hier auf die Erfassung gewisser Lebensgrundlagen, und zwar insonderheit solcher, die außerhalb der obrigkeitlichen Budgetierung liegen, wie z. B. die Statistik der biologischen Bevölkerungsstruktur, des Berufsstandes u. ä., zu beschränken habe, wohingegen die Ermittlung wirtschaftlicher Vorgänge und Leistungen, da diese ja im Sinne der obrigkeitlichen Dekretierung verlaufen, zu unterbleiben habe. Es mag dahingestellt sein, ob die Einschätzung der statistischen Informationsleistung für Zwecke der totalitären Wirtschaft sich in dieser Ausschließlichkeit aufrechterhalten läßt, da doch gerade die Aufstellung von Voranschlägen in der dekretierten Lenkung die Bereitstellung zuverlässiger Bestandsaufnahmen und Ausgangsdaten zur Rechtfertigung und die Lieferung von Erfolgsbilanzen zur Rechnungslegung über das Planprogramm erfordert, wofür die sowjetrussische Staatsplanwirtschaft ein anschauliches Beispiel liefert. Auf der andern Seite ist dem Verf. zuzustimmen, wenn er an typischen Ausschnitten der Wirtschaftsordnung, insonderheit am Arbeitswert, am Kostenpreis und am wirtschaftlichen Nutzeffekt nachweist, welche unbestreitbare Beeinträchtigung die wirtschaftsstatistische Berichterstattung der Befehlswirtschaft durch die mangelhafte Bewertbarkeit der einzelnen Komponenten in der manipulierten Bedarfsdeckung erfährt.

Wenn die Fragestellung des Hauptthemas sich um die materielle und methodische Ausbalancierung einer systemgerechten Wirtschaftsstatistik gruppiert, so liegt der Gedanke nahe, in einer Umkehrung der Problemstellung die Frage aufzuwerfen, ob die Statistik auch ihrerseits, unabhängig von ihrer Systemgebundenheit, also selbständig als Prüfstein und damit als Orientierungsmittel und Wegweiser für die Verwirklichung einer bestimmten Systemform der Wirtschaftsordnung dienen könnte. Die dem letzten Kapitel (IV) vorbehaltenen Erörterung dieser Frage, die zur beispielhaften Veranschaulichung den Betrieb und die Marktzusammenhänge in der Konkurrenzwirtschaft herausgreift, zeigt die Verbundenheit zwischen Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftspolitik in der wechselseitigen Vielfalt der Beziehungen.

Die in lebendiger und gemeinverständlicher Fassung gehaltene Bearbeitung eines sehr zeitgemäßen Themas erschließt nicht nur die vielfältigen Möglichkeiten, sondern verweist auch auf die Grenzen, die der informativischen Mitwirkung der Statistik im System der freien und gebundenen Bedarfsdeckung gezogen sind. Damit erfüllt die vorliegende Schrift aber neben dem belehrenden zugleich einen propagandistischen und erzieherischen Zweck: nämlich als Diskussionsbeitrag für die künftige Koordinierung der statistischen Erhebungs- und Forschungsarbeit, die angesichts der wachsenden Konkurrenz zwischen den fachamtlichen und institutionellen Arbeitsstätten der Sozialstatistik aller Systeme im Interesse einer Vermeidung von Leerlauf und Doppelarbeit zur zwingenden Notwendigkeit geworden ist.

Charlotte Lorenz - Göttingen

Schönfeld, Walter: *Grundlegung der Rechtswissenschaft*. Stuttgart und Köln 1952. W. Kohlhammer Verlag. 552 S.

Das tiefgründige Werk stellt eine in der Konzeption selbständige Rechtsphilosophie dar, die dem Leser eine Fülle von wertvollen Anregungen und eine große Zahl neuer Gesichtspunkte darbietet. Verfasser lehnt den Positivismus in der Rechtswissenschaft eindeutig ab und tritt all den Erneuerern von Platon, Aristoteles, Thomas von Aquin, Leibniz, Kant, Fichte, Hegel usw. mit großer Skepsis entgegen; diese Philosophen hätten uns weit mehr zu sagen als ihre „Erneuerer“. Eine Wiedergeburt der Philosophie könne nur von der Religion, und zwar aus dem Christentum geschehen, das „die Religion der Religionen ist“. Der Naturrechtslehre steht der Verfasser zwar freundlicher gegenüber als dem Positivismus, da er den hingebend treuen Dienst der ersteren am Recht seit unvordenklicher Zeit anerkennt. Verfasser setzt sich aber selbst für eine dritte Auffassung vom Recht ein, nämlich die kritische und geschichtliche Rechtswissenschaft, der Martin Luther die Bahn gebrochen hat, die aber nur dann überzeugend wirkt, wenn sie nicht nur christlich redet, sondern auch so handelt, indem sie auch ihre Feinde liebt (S. 538).

Zu diesem Ergebnis einer christlich-protestantischen Rechtsphilosophie gelangt Verfasser, indem er zunächst „die Metaphysik als Kritik“ und „die Metaphysik als Dogmatik“ zur „Metaphysik als kritische Dogmatik“ verbindet und zu Idee und Begriff einer christlichen Metaphysik gelangt. Alsdann untersucht er unter den so gefundenen Maßstäben die Geschichte der Rechtswissenschaft, die hier als Geschichte der Rechtsphilosophie von der griechischen Naturrechtslehre über die römische Jurisprudenz, die germanische Rechtskunde, über die mittelalterliche Philosophie, die Renaissance, den Mos geometricus, den Historismus, die rationale Naturrechtslehre, über „Preußen und den deutschen Geist“ bis hin zum „Revolutionären Weltalter“ mit der Französischen Revolution und dem historischen Idealismus durchgearbeitet wird. Ein ausgezeichnetes Sachregister

ermöglicht auch die Benutzung des Buches als Nachschlagewerk, obwohl die ganze Art der Darstellung und die einheitliche Linie des Ganzen eigentlich nur ein zusammenhängendes Studium zuläßt.

Sowohl im Hinblick auf den grundsätzlichen Ausgangspunkt als auch wegen der umfassenden Gesamtschau nimmt das Werk einen besonderen Platz in der Rechtsphilosophie ein und verdient größte Beachtung.

Hans Peters - Köln

Dahm, Georg: *Deutsches Recht*. Die geschichtlichen und dogmatischen Grundlagen des geltenden Rechts. Stuttgart und Köln 1951. W. Kohlhammer Verlag. 653 S.

Wie sich bereits aus dem Titel ergibt, wird in diesem Werk das Recht als Ganzes dargestellt. Angesichts der Rechtszersplitterung und des Spezialistentums unserer Tage will der Verfasser den Leser zurückführen auf die Grundbegriffe und die Grundlagen des geltenden Rechts. Das Buch ist also nicht nur als Einführung für die Studierenden gedacht, vielmehr wird es mit mindestens ebenso großem Nutzen auch der Praktiker lesen können, der in der Hast der Zeit die Übersicht zu verlieren droht. Gerade ihm sei das Werk mit besonderem Nachdruck empfohlen.

Der Verfasser ist von Haus aus Kriminalist. Man könnte daher meinen, daß das Schwergewicht des Buches auf den Partien liege, die dem Strafrecht und dem öffentlichen Recht gewidmet sind. Tatsächlich geht der Verfasser jedoch ebenso ausführlich auf das Privatrecht ein, und zwar zeigt er sich auch auf diesem ihm seiner fachlichen Zuständigkeit nach eigentlich doch ferner liegenden Gebiete in einer Weise bewandert, die man nur bewundern kann. Das dem Werke gespendete Lob kann somit ausdrücklich auf alle Teile des Buches erstreckt werden.

Für diejenigen, die bereits das 1944 unter dem gleichen Titel erschienene Buch von Dahm kennen, sei darauf hingewiesen, daß das jetzt vorliegende Werk mehr ist als eine „2. Auflage“. Die Ereignisse der folgenden Jahre haben in diesem Falle größere Änderungen erforderlich gemacht, als sie bei Neuauflagen üblich sind. Manches ist hinzugefügt worden, vieles mußte gänzlich umgearbeitet werden. Dieser für den Verfasser gewiß nicht leichten Aufgabe hat er sich mit viel Takt und unter voller Wahrung seiner persönlichen Würde unterzogen, eine Feststellung, die nach Ansicht des Rezensenten die oben ausgesprochene Empfehlung dieses ausgezeichneten Werkes eines hervorragenden Gelehrten nur noch zu unterstreichen geeignet sein dürfte.

Hermann Schwen - Berlin

Helreich, Karl: *Bayerische Gemeindeordnung*. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München 1952. 297 S.

Die vorl. Ausgabe enthält Text und Erläuterungen der bayr. GO vom 25. Januar 1952 sowie Ausführungsvorschriften, die zum Teil noch zur Durchführung der früheren deutschen Gemeindeordnung vom

30. Januar 1935 erlassen worden sind — wie Eigenbetriebsverordnung, Rücklageverordnung, Haushaltsverordnung usw. —, die aber auch heute noch im wesentlichen fortgelten. Ferner sind einschlägige Gesetze, wie das Zweckverbandsgesetz, Gemeindeabgabengesetz oder Auszüge aus solchen, wie aus der bayr. Verfassung, dem Polizeistrafgesetzbuch mit abgedruckt. Da somit die im Zusammenhang mit der Anwendung der Gemeindeordnung benötigten Vorschriften zur Hand sind und da die knappen zuverlässigen Erläuterungen die Benutzung wesentlich erleichtern, kann das Bändchen als brauchbar durchaus empfohlen werden.

H a n s P e t e r s - K ö l n

G l a s e r , K u r t : *Verwaltungstechnik*. Frankfurt a. M. 1952. Wolfgang Metzner Verlag. 251 S.

Dieses weithin aus amerikanischer Sicht geschriebene Buch ist wissenschaftlich in den Bereich der Verwaltungslehre einzuordnen und behandelt in diesem Rahmen die allgemeine Praxis und Struktur der Verwaltungstätigkeit. Der Arbeitsprozeß der Verwaltung gliedert sich in drei Hauptphasen: Die Planung, die Ausführung und die Kontrolle. Verfasser bringt eine Analyse der Verwaltungsfunktionen, der Organisationseinheiten, der „Verwaltungsreihenfolge“, erörtert den Organisationsaufbau und Geschäftsgang, die Programmplanung, die Planung der Geschäftsführung, die Arbeitsverteilung und Zeitplanung und die Kontrolle. Abschnitte über das Personalwesen, Konferenzen, Ausschüsse und über die Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Verwaltungstechnik runden das Ganze ab.

Wie das Schrifttumsverzeichnis lehrt, stützt sich Verfasser ausschließlich auf amerikanisches Material. Die Art und Weise der Behandlung des Gegenstandes ist für unsere Verhältnisse weithin neuartig. Vieles ist mir zu rationalistisch gesehen, so z. B. die Messungen der Arbeitsstauung bei gewissen Beamtengruppen (S. 152). Andererseits stellt das Buch von Glaser mit seinen zahlreichen Anregungen, besonders für die noch in den Kinderschuhen steckende Verwaltungsbetriebslehre, eine sehr beachtliche Befruchtung der deutschen Wissenschaft auf einem Gebiete dar, das für die Praxis von großer Bedeutung ist.

H a n s P e t e r s , K ö l n

D r e w s - W a c k e : *Allgemeines Polizeirecht*. 6. Auflage. Berlin 1952. Carl Heymanns Verlag. 297 S.

Das bereits als klassisch zu bezeichnende Werk des verstorbenen früheren Staatsministers Professor Dr. D r e w s , langjährigen Präsidenten des Preußischen Oberverwaltungsgerichts, ist von Oberverwaltungsgerichtsrat Professor Dr. G e r h a r d W a c k e neu bearbeitet und dabei über das p r e u ß i s c h e Recht hinaus ausgedehnt worden; selbst die — freilich kaum wirksamen — Bestimmungen aus der sowjetischen Besatzungszone, besonders Thüringens, sind gelegentlich mit berücksichtigt. Die Neubearbeitung wahrt im übrigen in möglichst weitem Umfange den alten Charakter des Werks.

H a n s P e t e r s - K ö l n